Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 21 | Gotha, 1. November 1930 | 44. Jahrgang

Inhalt: Vom Vorübergehn [Sp. 1001] — Kirche und Staat im Urteil der jungevangelischen Bewegung [Sp. 1002] — Die Frage „Kirche und Politik" wird praktisch [Sp. 1004] — Wahlpredigten, die mir gehalten wurden [Sp. 1009] — Die Augustanafeier des Lutherischen Einigungswerks in Augsburg [Sp. 1014] — Praktische Philosophie eines Freien und Frommen von 1841 (Friedrich von Sallet) [Sp. 1020] — Die neuesten Uraufführungen als Zeichen unserer Zeit [Sp. 1027] — Bücher und Schriften: Vilmar (Wollenweber); Schweiz (Singer); Burckhardt (Rehm); Swedenborg (Hübscher); Claus Harms (Ehlers); Kirchenkonferenz 1846 (Zeller); Korntal und Wilhelmsdorf (Steinele). Kirche und Politik (Schian); Glaube und Politik (Müller); Volksstaat oder Diktatur (Leinert); Politische Predigten (Schubring). Bekenntnisse eines Pfarrers (Vogl); Scharnhorst-Trilogie (Kohne); Geheimnis hinter Liebe und Tod (Prellwitz); Das kleine Wunder (Schlosser) [Sp. 1036] — Gustav Adolf-Tage in Stuttgart [Sp. 1040] — Ostasien-Mission in Heidelberg [Sp. 1045] — Vereinstage der Siebenbürger Sachsen [Sp. 1046] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1047] — Verschiedenes: Ueber politische Neutralität; Aus Norwegen; Noch einmal: Neugeburt der Religion; Kleine Mitteilungen [Sp. 1048] — Anzeigen

Vom Vorübergehn

Luk. 10, 31. 32

Wir Menschen des 20. Jahrhunderts leben in der großen Gefahr, daß wir — geblendet durch die gewaltigen technischen Fortschritte unserer Zeit — uns rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, und dabei blind sind für kulturelle Rückständigkeiten, die eigentlich nur in barbarischer Unkultur möglich sein dürften.

Ein Beispiel dafür. Wenn wir heute beim Wandern in einsamer Gegend einen verunglückten Menschen finden, um den sich Niemand kümmert, so bringt es wohl kaum Jemand fertig, an demselben vorüberzugehn. Wer es auch sein mag, es fühlt sich Jeder *als Mensch* verpflichtet, zu helfen, so weit es in seinen Kräften steht. So weit sind wir heute dank den Segenswirkungen des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, daß sich Jeder, der nur einigermaßen Anspruch darauf erhebt, ein Glied unserer Kulturwelt zu sein, für die *leibliche* Not eines Mitmenschen mit verantwortlich fühlt. Und wenn es vielleicht auch nicht überall zur Tat praktischer Nächstenliebe kommt, so weit sind wir doch, daß wenigstens das *Bewußtsein* der Verantwortlichkeit vorhanden ist.

Es gibt aber ein Gebiet, wo der Mensch des 20. Jahrhunderts noch auf einer Stufe der Unkultur steht, die von den Segenswirkungen des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter so gut wie nicht berührt ist, wo er oft grausam und lieblos am Elend Anderer vorüberläuft — nämlich dann, wenn es sich um *rein seelische* Nöte handelt!

Wie viele Menschen unserer Zeit gehen doch an solchen rein seelischen Nöten ihrer Mitmenschen gleichgültig, achtlos, ja brutal vorüber. Und dabei gab es wohl noch nie eine Zeit, wo diese Nöte so groß und ernst waren! Das Schlimmste aber ist, das dies die meisten mit gutem Gewissen tun! Ihnen fehlt in dieser Beziehung völlig das Gefühl der Verantwortung, sie stehen einfach auf dem Standpunkt: In seelischer Not muß Jeder sich selbst helfen. — Es soll hier nicht die Rede davon sein, das Viele sich nicht die Mühe geben, Volksgenossen, die andern Ständen und sozialen Volksschichten, andern Parteien und Weltanschauungsgemeinschaften angehören, zu verstehen, daß sie da achtlos und brutal an der Not dieser „Anderen" vorübergehen, sondern das Traurige ist, daß auch die, die völlig aufeinander angewiesen sind und aufeinander eingestellt sein sollten, die Glieder einer Familie, kein Verständnis haben für die seelischen Nöte ihrer „Aller-Nächsten". Gibt es nicht Männer, die Jahre und Jahrzehnte lang verheiratet sind, ohne sich um die seelische Not ihres Weibes zu kümmern? Laufen nicht ungezählte Frauen an der seelischen Not ihrer Männer vorüber, ohne nur den Versuch zu machen, ihnen in Liebe zu helfen? Steht nicht der größte Teil der Eltern den *seelischen* Nöten ihrer Kinder gleichgültig und hilflos gegenüber?

Und dabei sind die seelischen Nöte des modernen Menschen so mannigfaltig, so groß und so ernst! Sie sind herausgeboren aus den Schwierigkeiten des Berufslebens, aus Mißerfolg und Enttäuschung, die jeder Beruf mit sich bringt, sie haben ihren Ursprung in Charakterveranlagungen, die der Mensch als Erbgut früherer Generationen überkommen hat, sie bestehen vor allen Dingen in den schweren sexuellen Nöten, die wir nicht ernst genug nehmen können und die Viele mit beispielsloser Verständnislosigkeit ignorieren oder einfach mit pharisäerhaftem Moralisieren glauben abtun zu können. Dazu kommen die religiösen Zweifel, das Ringen mit Weltanschauungsfragen und Anderes mehr. Überall ein Kampf um das Letzte und Größte, überall ein qualvolles Nichtfertigwerdenkönnen. Wie mancher Mensch wäre glücklich und würde sich erlöst fühlen, wenn er *nur einen* Menschen fände, der Verständnis für seine seelische Not hätte, wenn wenigstens *einer* nicht daran vorüberginge. Aber, es ist auch heute wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter: ... er ging vorüber. Auch mancher Priester und Levit!!

Es ist höchste Zeit, daß die unverantwortliche Verständnislosigkeit für die innersten Nöte des Nächsten überwunden wird. Wertlos und inhaltlos rinnt das Leben von Hunderttausenden dahin, weil Alle vorübergehen und Keiner ihnen hilft. Wie Viele werfen dieses Leben als wertlos hin, weil Keiner kommt, der Verständnis für ihre Not hat. Das muß endlich anders werden. Vor allem wir Christen müssen Ernst damit machen! Jeder sollte zunächst einmal im engsten Kreis, in seiner Familie Umschau halten und Verständnis gewinnen für die, die sich lange schon darnach sehnen, daß ihnen seelisch geholfen wird. Wir müssen Ernst damit machen, daß wir für die seelische Not des Nächsten genau so verantwortlich sind wie für seine leibliche. Wir wollen daran — *nicht mehr vorübergehen*!

Hartha-Stadt — Hanns Mehlhose

Kirche und Staat im Urteil der jungevangelischen Bewegung

Vortrag im Hause der Christlichen Welt, Friedrichroda, 16. September

1. Die Existenz der Kirche ist niemals Selbstzweck; sie hat ein Amt.

Amtsträger ist die Gemeinde in ihrer Gesamtheit, auch jedes einzelne Glied der Gemeinde; das geordnete Pfarramt ist ein Notbehelf, allerdings für absehbare Zeit noch praktisch notwendig, aber mit dem klaren Ziele, sich überflüssig zu machen.

2. Das Amt der Kirche ist, das Evangelium an alle zu verkündigen und in der jeweils gegebenen Lage der geschichtlichen Gegenwart zur gestaltenden Kraft werden zu lassen.

Nachdem die Lehre von der Verbalinspiration sich als unbrauchbar erwiesen hat, ist es eine der dringlichsten Aufgaben der Theologie geworden, die Auseinandersetzung über das, was in der Heiligen Schrift Evangelium ist, immer wieder trotz der scheinbaren Aussichtslosigkeit der Debatte aufzunehmen; die entscheidenden Maßstäbe sind nach meiner Überzeugung aus Luk. 15; Matth. 5—7; 21, 28 ff.; 25, 31 ff. zu entnehmen.

3. Kirchlicher Machtwille ist, ob er sich nach innen oder außen richtet, das Grundübel; er ist zu ersetzen durch gläubigen Gestaltungswillen.

Gerade weil die Kirche mit autoritativer Vollmacht (ὡς ἐξουσίαν ἔχουσα) handeln darf und handeln muß, muß sie auf allen Machtwillen verzichten.

4. Im kirchlichen Leben gibt es kein Handeln, das, weil es ein „äußerliches" Handeln ist, den gestaltenden Prinzipien des Evangeliums entzogen werden dürfte.

Auch die Auseinanderhaltung der congregatio sanctorum und der empirischen Kirche darf niemals in der Praxis versucht werden, so dringlich die theoretische Scheidung immer bleiben wird.

5. Kirchenpolitik ist religiöse Pflicht; ein Verzicht darauf bedeutet einen Mangel an Glauben und Liebe.

6. Die Kirche muß Bekenntniskirche sein.

Bekenntnis ist aber niemals überzeitliche Zusammenfassung der evangelischen Wahrheit in wenige Sätze (Katechismus), sondern konkrete Antwort der Gegenwart auf den ewigen Anspruch des Evangeliums; in diesem Sinne müssen auch unsere Gottesdienste in jedem liturgischen Stück eindeutig bekenntnismäßigen Charakter haben; nur eine Kirche mit bekenntnisbildender Kraft ist eine lebendige Kirche.

7. Die Auseinandersetzung mit anderen Richtungen innerhalb der Kirche darf nie deren Ausstoßung oder Unterdrückung zum Ziel haben.

Das heißt: man muß auf den Anderen wirklich hören, ehe man sich entschließt, ihn zu überstimmen; kirchliche Debatten müssen aufhören, Monologe zu sein; der monistischen Tendenz des Erkennens steht stets die Pluralität der Erkenntnisse entgegen; aus diesem Gesichtspunkt heraus ist auch das Studium der Kirchengeschichte nicht nur sinnvoll, sondern eine theologische Aufgabe ersten Ranges.

8. Das allgemeine Priestertum der Glaubenden muß als Wirklichkeit gestaltet werden.

Jede gottesdienstliche Möglichkeit hierzu muß vor allem ausgenutzt werden; reformierte Gemeinden sind für uns hierin weithin vorbildlich; das Amt der Kirchenvorsteher muß ganz anders als ein geistliches Amt empfunden und gestaltet werden.

9. Die einzelnen Funktionen des kirchlichen Amtes (Verkündigung, Theologie, Kirchenleitung) müssen als untrennbare Teile eines Handelns ausgeführt werden.

Jeder Theologieprofessor hat die Pflicht zu predigen; die Anliegen und Fragen der Gegenwart müssen immer wieder den Ausgangspunkt theologischer Arbeit bilden; die Kirche muß auf die Theologie hören, auch die „gläubige" Kirche auf die „ungläubige" Theologie.

10. Für die Kirche ist der Wille zur Öffentlichkeit wesentlich.

Denn nicht egozentrische „Selbstdarstellung", sondern Dienst ist ihre Aufgabe, und zwar nicht nur Dienst an ihren Gliedern, die ja stets Jünger und Apostel zugleich sind, auch nicht nur an den ihr entfremdeten Einzelseelen, sondern erst recht an den Trägern des öffentlichen Lebens.

11. Die Trennung von Kirche und Staat, so begrüßenswert sie ist, darf nur eine äußere sein; eine innerliche Trennung vom Staate würde bedeuten, daß die Kirche ihr Amt versäumt hat.

Diese These bedeutet natürlich nicht, daß die Kirche nicht auch den Staat bekämpfen dürfte, aber jedes „laissez faire" ist vom Übel; auch dem ihr feindlichen Staate bleibt die Kirche ebenso verpflichtet, wie dem ihr hilfreichen Staate.

12. Nicht Verkirchlichung, sondern Durchchristung des Staates ist das Ziel kirchlichen Gestaltungswillens.

Das gilt nicht nur für das parteipolitische Leben, sondern vor allem für die Schulpolitik; vgl. Matth. 21, 28 ff.

13. Eine Eigengesetzlichkeit des öffentlichen Lebens darf niemals anerkannt werden.

Ein Staatsmann oder Industrieller hat im öffentlichen Leben ganz genau dieselben Gesetze zu beachten, wie im Privatleben.

14. Ein Verbot an Christen, Politik zu treiben, ist unevangelisch.

Die Pfarrer dürfen hierin keine Ausnahmebehandlung erfahren; in der Art allerdings, wie Christen Politik treiben, gleichwie welcher Partei sie angehören, müssen sie sich wesentlich von Nichtchristen unterscheiden; gerade die Christen haben die Pflicht, die Politik zu entgiften; die parteipolitische Tätigkeit des Christen hat ihre klaren Grenzen: in Parteien, die offiziell die rohe Gewalt nach innen oder außen propagieren und für Unterdrückung und Entrechtung Anderer eintreten, gehört ein Christ nicht hinein.

15. Die Kirche darf politisch nie rein konservativ sein.

Denn das würde heißen, daß sie sich mit den jetzigen widergöttlichen Zuständen im öffentlichen Leben abfindet und auf den Willen zur Neugestaltung dieser Verhältnisse, der in ihrem Amt eingeschlossen ist, verzichtet.

16. Die politischen Ziele, auf die die Kirche gegenwärtig immer wieder hinweisen muß, sind Sozialismus und Pazifismus.

Es ist selbstverständlich, daß man von der Kirche nicht fordern darf, daß sie einen bestimmten parteipolitischen Sozialismus und einen bestimmten außenpolitischen Pazifismus vertreten solle; aber ebenso sicher ist es, daß nicht nur ein ganz anderer Eigentumsbegriff, ein ganz anderes inneres Verhältnis zum Eigentum gefordert werden muß, sondern erst recht eine gesetzmäßige Neuregelung der Eigentumsverteilung. Und ebenso selbstverständlich müßte es sein, daß die Kirche sich für die Verständigung der Völker untereinander gegen jeden Haß- und Rachegeist ganz eindeutig als Kirche einsetzen müßte, selbst wenn sie den kommenden allgemeinen Frieden für eine Utopie hält. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Welt zu regieren; das ist Gottes Werk (muß man wirklich solche Selbstverständlichkeiten immer wieder betonen?!); aber unsere Aufgabe ist es, dem klar erkannten Willen Gottes gehorsam zu sein.

Bucha bei Jena Erich Hertzsch

Die Frage „Kirche und Politik" wird praktisch

Der Landeskirchenrat der Thüringer evangelischen Kirche hat kurz vor dem Wahlkampf — man kann eigentlich sagen schon mitten im Wahlkampf — seinen Pfarrern verboten, in Wahlversammlungen zu reden. Alle Pfarrer der Thüringer evangelischen Kirche haben sich diesem Gebot gefügt, nur vier religiös-sozialistische Pfarrer haben sich ihm widersetzt und in Wahlversammlungen geredet. Der Landeskirchenrat hat uns mitgeteilt, daß er disziplinarisch gegen uns vorgehen wird.

Warum haben wir uns widersetzt?

Nicht aus Willkür, sondern weil wir unsere klare Erkenntnis von dem, was eine Kirche sein soll, von den Pflichten, die eine Kirche hat, verletzen würden, wenn wir uns einem solchen Verbot fügten.

1

Eine Kirche hat nur eine Aufgabe: die Verkündigung des Evangeliums. Aber es gibt keine Verkündigung des Evangeliums, die nicht verbunden ist mit dem ernstlichen Willen, das Evangelium zu verwirklichen. Nur Heuchelei wird sich einbilden, daß wir das völlig vermögen, oder wird meinen, vor den Menschen als volle Erfüllung erscheinen zu können. Aber das ernstliche Ringen um Verwirklichung des Evangeliums muß bei dem Menschen und bei der Gemeinschaft sein, die das Evangelium verkünden. Ohne das unterliegt alle Verkündigung dem Fluch: „Da er ihn sah, ging er vorüber."

Heute aber gibt es kein ernsthaftes Mühen um Verwirklichung des Evangeliums ohne Mitverantwortung für die Politik unsers Volkes, für das Wirtschaftsleben unsers Volkes. Christ und Kirche können nicht gleichgültig neben der Frage stehen, ob unser Volk wieder in Kriegsgeist und Kriegspolitik hineingerissen wird oder nicht. Sie können nicht gleichgültig vor der Frage stehen, ob man die Lasten von den Wohlhabenden und behaglich Lebenden oder von den Allerärmsten, den Arbeits-

losen nimmt, ob man die Krankenkassen gut oder schlecht organisiert, ob man ernstlich um Arbeitsbeschaffung ringt oder nicht, — ob man schließlich die ganze unselige und unwürdige Lage erträgt, in der das kapitalistische System die Arbeitermassen festhält. Auch daß man nicht weiß, wie schwer und sittlich unmöglich die Lebenslage der Massen ist, entschuldigt nicht.

Steht eine Kirche neutral zum politischen Leben, zu den wirtschaftlichen Kämpfen, so hat sie eben keine Botschaft des Evangeliums für das, worin sich das Lebensschicksal der Millionen entscheidet. Wie sollen diese Millionen erkennen, daß Evangelium Lebenskraft ist?

2

Ja, aber für was soll sich ein Pfarrer, eine Kirche einsetzen?

Für das Evangelium!

Daß das Evangelium nicht an eine Partei gebunden ist, wissen wir alle. Wo Pfarrer in die Politik eintreten, werden sie die Pflicht haben, da wo sie ihrer Überzeugung nach stehen zu müssen glauben, ganz ernsthaft und klar das zu verkünden, was das Evangelium sagt. Für uns ist nun daran kein Zweifel, daß Pfarrer und Kirche nicht da stehen können, wo man der Gewalt, der bewaffneten Auseinandersetzung zwischen Ständen und Völkern die schon geschlossenen Türen wieder öffnen will. Nachdem wir die Reichsverfassung geschaffen haben, und uns verpflichtet haben, unsere Gegensätze auf dem Weg der demokratischen Verständigung auszugleichen, sollte es für den Christen den Appell an die Gewalt nicht mehr geben. Es sollte für den Christen nicht den Willen geben, die fortschreitende Verständigung der Völker aus irgendeinem „nationalen Ehrgefühl" heraus zu stören, aus einem nationalen Ehrgefühl, das sich am Evangelium nicht messen und von ihm sich nicht in die Schranken weisen lassen will. Das müssen wir sagen dürfen. Ja wir gehen weiter und sagen: Steht die Kirche hier neutral, so verleugnet sie das Evangelium, verkündet es nach einer Seite *nicht* — und ist also Partei. Denn wer schweigt, wo er etwas falsch nennen muß, ist nicht neutral.

Verbieten kann aber die Kirche auch den nationalsozialistischen Pfarrern nicht, öffentlich zu sagen, was ihr Gewissen ihnen gebietet.

3

Aber stehen wir da nicht vor der Tatsache, daß die Kirche durch diese politische Tätigkeit ihrer Pfarrer in höchst unangenehme Dinge hineingerissen wird? Pfarrer gegen Pfarrer!

Daran muß sich die Gemeinde gewöhnen. Es ist ein Stück sehr notwendiger Erziehung zu selbständigem Urteil, das sie das ertragen und verarbeiten lernt.

Das Gemeindeglied erlebt, daß sein Pfarrer sein politischer Gegner ist, und wendet sich von ihm ab. — Gerade hier hat die Kirche die Aufgabe, ihre Glieder zu der notwendigen Einstellung zu erziehen, die solche politische Gegnerschaft erträgt, ohne die persönlichen Beziehungen, die innere Auseinandersetzung und Bereitschaft des Hörens zu verlieren. Wie soll das deutsche Volk über die politische Armseligkeit hinausgehoben werden, wenn die Kirche solche Zustände als selbstverständlich, ja geradezu berechtigt behandelt?

Doch die Kirche erlebt es nun auch, daß Pfarrer sich für politische Richtungen einsetzen, die dem Evangelium entgegenstehen. Das sagen die Rechtsstehenden von uns religiösen Sozialisten, das sagen wir von den Nationalsozialisten und allen, die an Gewalt und Krieg denken. Und die Kirche erlebt es, daß die Pfarrer mit hineingerissen werden in die ganze Gehässigkeit und den Schmutz, der die Politik aufwühlt.

Gerade hier hätte die Kirche eine ihrer ganz großen, entscheidenden Aufgaben. Sie hat sie bis jetzt noch gar nicht angegriffen, und das ist ein Stück ihres völligen Versagens, durch das sie im Begriff ist, sich selbst umzubringen. So energisch hat die Kirche die Frage, was das Evangelium für die Gestaltung des gesamten Menschenlebens bedeutet, zu klären, daß eine unklare, unsichere und unchristliche Haltung von ungezählten Pfarrern gar nicht mehr möglich ist. Sie muß das Evangelium und seine Forderungen all diesen nationalistischen Leidenschaften, all diesen Ehrgefühlen privilegierter Klassen entgegenstellen und ihre Pfarrer erziehen, daß sie nicht mehr von dem „lebendigen Christus" reden, wenn sie in Wirklichkeit ihre leidenschaftlichen Lieblingsideen meinen. Und sie muß in dieser Auseinandersetzung und durch diese Auseinandersetzung die Pfarrer gewöhnen, auch da anständig und christlich zu bleiben in Wort und Werk, wo das Ringen um das vor sich geht, was uns alle aufs Tiefste aufwühlt.

Wenn heute die Thüringer evangelische Kirche jenes Verbot ausgehen läßt, so beweist sie nur, wie viel sie in dieser Hinsicht versäumt hat. Wir religiösen Sozialisten haben immer wieder darauf hingewiesen, wie ungenügend und falsch gerade in diesen Dingen die Vorbereitung unserer jungen Pfarrer auf ihren Beruf ist.

Wenn die Kirche dadurch eine „christliche" Haltung ihrer Pfarrer vor den Leuten erscheinen lassen will, daß sie ihnen einfach verbietet, da zu stehen und da zu reden, wo man entgleisen kann, so ist das eben doch gar zu sehr das Pfarramt an den schwarzen Rock des Pfarrers gehängt, der ihn selbst unsichtbar machen soll. Die Gnade Gottes versagt sich sicher dem, der die Aufgaben flieht. Sie kann nur empfangen werden, indem wir die Aufgabe tun, die Gott vor uns gelegt hat, indem wir den Glauben haben, daß er bei uns ist. Wie soll eine Gemeinde den Glauben ihres Pfarrers, ihrer Kirche und ihrer Kirchenleitung empfinden, wenn sie da, wo es um die großen, ernsten Dinge geht, nur „Vorsicht", nicht Entscheidung spürt.

Solange die Frage Krieg oder Frieden ungeklärt ist, ist die Kirche „neutral", dasselbe, solange die Frage „Sozialismus und Kapitalismus" schwebt. Wenn das deutsche Volk sich klar geworden ist, was gut und recht ist, geht die Kirche begeistert mit ihm. Sollte aber nicht einmal das Volk auf den Gedanken kommen, daß eine Kirche recht überflüssig ist, die erst dann weiß, was Gottes Wille ist, wenn es die Andern alle auch schon wissen, die nie Kraft und Mut hat, in entscheidenden Dingen zur Entscheidung zu zwingen? — Sollte man sie nicht auch deshalb für überflüssig halten, weil sie darauf verzichtet, das Evangelium rücksichtslos zu predigen, damit sie als Kirche die Menschen bei sich behält, auch die, die das Evangelium gar nicht wollen, sondern sagen: „Mein Nächster, den ich lieben soll, das ist mein Blutsverwandter!"

Klarheit und Entschiedenheit — Evangelium und Gottes Forderung an uns — oder langsames Sterben an Entkräftung — das ist die Entscheidung, die vor der Kirche steht. — Wenn wir uns dem Verbot unsers Landeskirchenrates gefügt hätten, wären wir mit schuldig, daß die Kirche den Weg der Entkräftung und Verzweiflung an sich selbst und ihrem Auftrag weitergeht.

Wir religiösen Sozialisten betrachten es gerade als unsere Aufgabe für die Kirche, sie zu zwingen, zu den großen Entscheidungen der Zeit klare, entschiedene Stellung auf Grund des Evangeliums zu gewinnen.

4

Die Kirche kann auch deshalb ein solches Verbot nicht aufrecht erhalten, weil sie für den Staat und seine Gestalt und Aufgabe mit verantwortlich ist. Sie hat sich dafür verantwortlich zu fühlen, daß unser Staat von christlichem Geist durchsetzt wird. Wehe ihr, wenn sie das so tut, daß sie für sich und ihre Organisation Macht will und erreicht. Dann läßt sie sich von der Welt beherrschen,

statt die Welt zu gestalten. Sie hat ihren Einfluß zu üben, indem sie die Aufgaben des Staates so energisch durcharbeitet, durchringt, daß ihr Wort und ihr Eintreten nicht unwirksam bleiben kann, eben um seiner starken Wahrheit und Gerechtigkeit willen. Dazu aber gehört, daß in der Kirche führende Männer, Pfarrer, lebendige Christen diese Frage des Staatslebens intensiv angreifen und durchkämpfen. Sie werden darum miteinander ringen müssen, aber indem sie als Christen darum miteinander ringen, werden sie den Andern ein Vorbild geben, wie das zu geschehen hat, und werden die Verantwortung hinaustragen in die Welt. Gerade weil unser Volk politisch so unmündig ist, infolgedessen so voll Terrorismus und Gehässigkeit, Gewalt und Bitterkeit, muß die Kirche ihm das Vorbild geben und mit ihm darum ringen, daß das alles in christlichem Geist angefaßt und durchgekämpft wird. Gegen Staat und schwer ringendes Volk tut sie ihre Pflicht nicht, wenn sie flüchtet.

5

Und in unserer Reichsverfassung steht der Artikel 118:

Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. An diesem Recht darf ihn kein Arbeits- und Anstellungsverhältnis hindern, und Niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht.

Juristen behaupten, daß der Artikel 137 mit dem Worte: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für Alle geltenden Gesetzes", der Kirche das Recht gäbe, die politische Meinungsäußerung ihrer Pfarrer zu beschränken.

Die Kirche möge bedenken, daß sie dabei ihre Pfarrer freiwillig in die Lage bringt, in die die Sowjetrepublik sie gegen ihren Willen brachte eben um die Religion unwirksam zu machen. Man hat diese Gesetzgebung der Sowjetrepublik als Verfolgung gekennzeichnet und will das nun bei uns freiwillig auf sich nehmen.

Aber selbst wenn es juristisch möglich wäre, kann die Kirche die Reichsverfassung tatsächlich so behandeln, wie sie es damit täte? Ich glaube, Jeder, dem die Reichsverfassung etwas ganz Großes ist, würde ein solches Verhalten der Kirche als eine ganz außerordentliche Mißachtung des staatlichen Zustandes und seiner geistigen Grundlagen empfinden, der heute für uns alle die Existenzgrundlage bildet.

Ich für mein Teil bin nicht gesonnen, mir diese Staatsbürgerrechte nehmen zu lassen. Ich bin als freier deutscher Staatsbürger Pfarrer geworden. Man kann mir nach einer Arbeit von über 30 Jahren im Dienst der Kirche die Rechte nicht schmälern, die ich als solcher habe. Wir kämpfen hier um die Achtung vor der Reichsverfassung und um die Achtung vor dem deutschen Staatsbürger. — Und um die Achtung vor der politischen Tätigkeit.

Der Herr Landesoberpfarrer spricht in einem Artikel zu diesem Verbot davon, daß die „leidige Politik" nicht in die Kirche hineingetragen werden dürfe. Das empört mich. Das Ringen darum, daß unser Volk seinen Weg in Gerechtigkeit, Freiheit, Liebe geht und eine Macht des Friedens und der Wahrheit in der Welt wird, ist keine leidige Sache. Wenn arme Menschen es dazu machen, so sind wir Christen berufen, ihm seine Schönheit und seine Kraft wiederzugeben. Daß ein Volk seine Politik als eine „leidige Sache" empfindet, ist einfach Selbstaufgabe; ein solches Volk kann auch durch Krieg und Blutvergießen nicht zu einem Volk gemacht werden.

Allerdings hat die Kirche das Recht, ihre Pfarrer zu warnen vor „Politik". Sie hat das Recht, dem Pfarrer deutlich zu machen, welch eine verantwortungsvolle und schwere Sache Politik ist. Sie darf darauf drücken, daß die Pfarrer — nicht „vorsichtig", nein „verantwortungsbewußt" dem politischen Leben gegenüber werden. Aber gerade darauf drückt sie ja nicht. Hier herrscht bis in die leitenden Kreise der Kirche eine Naivität, über die man sich nur immer wieder verwundern — oder entsetzen muß. Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß erläßt jene eminent politisch einseitige Erklärung zum Tag von Versailles in der ehrlichen Überzeugung, unbedingt neutral zu sein. — Ein führender Geistlicher hält am Erntedankfest 1929 mitten im Kampf ums Volksbegehren Hugenbergs eine Predigt, die von Freund und Feind als deutliche Aufforderung für Hugenberg empfunden und während der Zeit des Volksbegehrens gedruckt verbreitet wird; zur Rede gestellt, erklärt er, daran habe er nicht gedacht. Er sei gar nicht für das Volksbegehren. — Daß Jemand, der öffentlich redet, vom öffentlichen Leben eine klare, von Verantwortung überdachte Vorstellung haben muß, das lehrt die Kirche nicht, fordert sie nicht, dazu hilft sie nicht — und dann wundert sie sich, wenn eine erschreckend große Zahl ihrer Pfarrer plötzlich anfängt, für die nationalsozialistische Bewegung zu arbeiten und zu agitieren, für nationale Macht, ohne einen Gedanken, wie die zu erreichen ist, für den Sozialismus mit Mitteln, die jeden Sozialismus zerstören müssen, für die Volksgemeinschaft mit Handgranaten für den andersdenkenden Volksgenossen und für Christentum mit Kriegsbegeisterung und Bürgerkriegswünschen. Entweder muß die Kirche sich entschließen, sich, ihre Christen und vor allem ihre Pfarrer für Politik und Wirtschaft mit Verantwortungsbewußtsein zu füllen — oder sie muß sich als stille Sekte in den Winkel setzen und auf den Gedanken der Volkskirche verzichten.

Will man aber Verantwortungsbewußtsein, dann darf ein Kirchenregiment, zusammengesetzt aus Männern, denen diese Frage anscheinend nie Frage schwersten Lebensringens gewesen ist, nicht dem das Reden verbieten, der seit fast 30 Jahren im schwersten Kampfe um diese Frage ringt. Dann sollte man von denen zu lernen suchen, die das durchkämpft haben.

6

In seinem Artikel sagt der Herr Landesoberpfarrer, daß man so froh sei über das Aufhören der theologischen Kämpfe, und nun nicht die Kirche zerrissen werden dürfe durch politische Kämpfe.

Ruhe und Frieden in der Kirche, während draußen die Menschen in tausend Qualen und Kämpfen den rechten Weg ihres Gewissens suchen? Ruhe und Frieden dadurch, daß ich mich den Menschen weigere für diese Aufgabe? Es kann nur Ruhe und Frieden in der Kirche sein, wenn sie die Kraft hat, aus christlichem Geist in der Mithilfe an dieser Aufgabe in ein solches Ringen um Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit einzutreten, daß dieses die verbindende Kraft wird.

Für uns religiöse Sozialisten ist das jedenfalls Gewissensache, noch viel schwerere Gewissensache als alle die theologischen Kämpfe. Der Versuch, uns zu hindern, unsere Pflicht als Christen und Pfarrer unserm Volk zu tun, wird die Kirche in schwerere Kämpfe stürzen, als die theologischen waren. Wer sich dem Druck des Kirchenregiments beugt, sagt damit, daß ihm hier eine Gewissenssache von so viel zwingendem Ernst, daß er sie angreifen muß, nicht gegeben ist. Daß nur wir religiösen Sozialisten so vor dieser Aufgabe stehen, zeigt uns wieder einmal, wie sehr wir es gerade sind, die „kirchlich" denken, d. h. die die Kirche als eine unbeugsame, starke Lebensmacht für unser Volk und seine Lebensaufgaben wollen.

Aber wir stehen auch ganz unbeugsam zu diesem unserm Gewissen, erwarten den Kampf und legen hier der kirchlichen Öffentlichkeit vor, um was es geht.

Eisenach Emil Fuchs

Inzwischen ist gegen einen der Beteiligten, Pfarrer Karl Kleinschmidt in Eisenberg, das Disziplinarverfahren eröffnet worden. Warum nur gegen ihn und nicht zugleich gegen die Andern, die dasselbe taten, ist nicht bekannt. D H

Wahlpredigten, die mir gehalten wurden

1

Diese schicksalsschweren Wochen, die wir durchlebten und die wir noch durchleben werden, bringen uns wieder einmal eindringlich zum Bewußtsein, wie inkongruent irdische Ordnungen mit dem Gottesreich sind. Wir wundern uns nicht, wenn zart besaitete Gemüter sich in irgendeiner Form vor dieser Welt verschließen. Sie können die Paradoxie des Lebens auf die Spitze treiben, einen Freund an den Busen drücken und mit ihm ästhetisierend genießen. Sie können auch in irgendeine jenseitig gestimmte Klause aus diesem Jammertal flüchten. — Immer noch werden einige unter uns bleiben, die wohl wissen, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, die aber doch begriffen haben, daß es mitten unter uns sein muß, wenn es überhaupt diesseits und jenseits Realität besitzen soll.

Das deutsche Volk hat einen neuen Reichstag gewählt. Was ist das ein winziges Ereignis im Rahmen der Weltgeschichte: ein einziger Akt im Leben eines einzigen Völkleins nur! Und doch ist in diesem Ereignis das Höchste und Tiefste zugleich gegenwärtig wie in jedwedem Einzelgeschehen. — Es haben den Wähler in ihre Gefolgschaft gebannt alle jene Rufer im Streit, die Hilfe in den nackten Wirklichkeiten dieser Welt versprachen: Einkommen und Macht, die sich umsetzen in Lebensgenuß und Lebensgeltung. Es macht keinen Unterschied, ob sich solche Firmen „christlich-national" etikettieren, ob sie Gemeinschaftsideologien auf ihre Fahnen schreiben, oder ob sie ganz konkret Haus- und Bodenrente, Zins und Dividende, Lohn und Gehalt versprechen. Ja — man erschrecke nicht — auch da, wo man eine Konfession zum Schlachtruf erhebt, bewegt man sich dennoch im Umkreis des Interessententums und der Parteiung, die nicht dienen, sondern nutznießen wollen. Man kratze sich deshalb einmal radikal jede Illusion aus dem Gehirn: was da zog und zieht, sind gar keine Idealismen, sondern blanke Egoismen. Aber diese Feststellung mache man nicht als Pharisäer; denn der Schnitt geht mitten durch uns hindurch. In dieser Welt sind die Dinge so verteufelt gemischt, daß Unkraut und Weizen nicht zu scheiden sind. Man möchte wirklich nichts Anderes als: Eigenrecht, Selbstverantwortung, Schaffensfreude, Menschenwürde, und schon haben Privatinteresse, Profitgier, Expansions- und Machthunger ihre Schlingen gelegt. Es ist dabei ganz gleich, ob man theoretisch vom Einzelrecht, Klassenrecht, Standesrecht, Volksrecht, Menschenrecht oder — von der Verwaltung einer missio ausgeht. Auf uns allen lastet eine objektive Kulturschuld, an der Jeder seinen subjektiven Anteil hat. Deshalb zuvörderst: ein Verstehen des Verhängnisses, das Jeden anders überkommt. — Daß alle ihr Unrecht ahnen, beweist die ideologische Verbrämung sämtlicher Selbstsüchte.

Mit solchem Wissen um das mea culpa aber setzt eine Scheidung ein. Man kann es zur Entschuldigung des Andern verwenden — das ist heilsam. Man kann aber auch die nostra culpa zur eigenen Entschuldigung machen, dann verschreibt man sich dem Satan restlos. Denn darauf folgt, daß man bald nicht mehr weiß, was man tut: ob Gutes oder Böses. Wer das wirklich ganz macht, hat — mit den Augen dieser Welt gesehen — gar nicht so unrecht. Der Erfolg ist ihm sicher. Er packt die Menschen an dem Tier, das nie völlig aus ihnen weicht. Sie werden ihm folgen wie Pans Flöte. In der Außenbetrachtung ist solcher Konsequenz ein formaler Respekt nicht zu versagen. — — Viel, viel schlimmer ist das So- und Sosein. Mephisto gegenüber haben wir den Glauben (den Glauben!), daß er, stets das Böse wollend, dennoch immer das Gute schafft. Ja, man kann die Wendung aus der Lebensparadoxie des: Pecca fortiter, sed crede fortius (Sündige mehr, daß du stärker glauben lernst!) erhoffen. Doch jenes Hinken auf beiden Seiten verfälscht die Ent-Scheidung.

2

In dieser Lage befindet sich seit zwei bis drei Menschenaltern die liberalistische Ideologie. Sie hat ihren Lohn bekommen und wird ihn weiter erhalten. Ich spreche das nicht als Draußenstehender, sondern als ein Verwundeter, Mitgetroffener. Es ist eine fürchterliche seelische Lage, im Kreise der Verbundenen Unglücksprophetie treiben zu müssen; es ist ein Vielfaches schwerer noch, dabei Recht zu behalten.

Der erste, ursprüngliche Liberalismus der Kant, Lessing, Schiller hatte einen Ruf aus dem Letzten vernommen: jede einzelne Menschenseele in ihrem Einmaligen zu achten. Und der späte Liberalismus — Friedrich Naumanns etwa — hatte die Augen dafür geöffnet bekommen: daß die Würde jeder solchen Menschenknospe in ihrer Gotteskindschaft ruht und daß deshalb Verbundensein aus diesem Letzten das Eigene nur erhält. Dennoch hat der Liberalismus überall, wo er zu Gruppenbildungen führte, wo er „Partei" wurde, geglaubt, mit der Erfüllung seines Auftrages etwas Liebäugeln zum Widerspiel verbinden zu können. Diese Saat ist schrecklich aufgegangen. Auf dem Boden liberaler Gedanken, die verbogen wurden, ist der ungezügelte neueuropäische Nationalismus gewuchert. Der Liberalismus in einer anderen Verzerrung hat den wildesten Mammonsdienst aller Zeiten im Kapitalismus des Abendlandes entfesselt. Die Weltkatastrophe von 1914—18 war sein Gericht. Daß neben ihm das Namenchristentum der weißen Rasse und das „Rittertum" aller Nationen sich auch das Urteil sprachen, erleichtert seine Sünde wider die große Berufung nicht. Jeder büßt für die eigene Sünde.

3

Am Ende dieses furchtbaren Verhängnisses stand der Liberalismus in der verjüngten Gestalt der Demokratie über den führenden Weltvölkern als Lebensform. Den Ruf der Stunde hat er nicht vernommen. Wilson etwa dürfte für den Weltliberalismus der Ausdruck dieses Versagens sein. Er hat nicht zufällig im Wahn geendet. — Und innerpolitisch stand so ziemlich vor jedem Volk die Frage nach einer Neuordnung; vor dem deutschen Volk stand sie beinahe als Neuanfang. Eine seltene Gelegenheit im Leben eines Volkes „in reiferen Jahren"! Die Parteien der Demokratie erhielten vom Volk eine mit respektabler Stimmenziffer gestützte Blankovollmacht. Es ist kein Zweifel, daß mit ehrlichem Idealismus die Aufgabe angefaßt wurde: von demokratisch gesinnten Sozialisten, von sozial gesinnten Demokraten, von Christen mit gegenwartsoffenen Augen. Ich bin überzeugt, daß in 50 Jahren die weltgeschichtliche und volksnationale Leistung der deutschen Nachkriegsdemokratie hoch gewürdigt werden wird. Trotzdem ist es mir ebenso unzweifelhaft, daß ihr ein böser Pfahl tief im Fleisch saß und sitzt: machtpolitische Tendenzen, die in mancherlei Egoismen wurzeln. Es reicht materialistisch gefärbtes Klasseninteresse dem konfessionellen Herrschaftsdrang die Hand, und beiden gesellt sich plutokratischer Erdsinn hinzu. Nach 1920 drängten ausgemacht manchesterliche Kräfte in die Führung der Republik. Sie brachten neben weltweiter Klugheit eine unheilvolle Verstärkung des Gewinndenkens im Volksstaat. Und diese Neigungen, die gigantische aber wunderbare Aufgabe des Neuaufbaus lösen zu wollen mit einer Hingabe an die bösen Kräfte der Welt, wurden andauernd gefördert durch die Infektionen von seiten des wahren Siegers im Weltkrieg. Wir meinen das internationale Geld, das Christen, Juden und Atheisten gleicherweise anbeten. Aus solchen Zusammenhängen erwuchs die Inflation. Innerpolitisch gesehen, ein ungeheurer Verrat des Staates an seinen Gliedern. Eine „Befrei-

ung" von innerwirtschaftlichen Verpflichtungen, wie sie empörend-rücksichtsloser und schematisch-ungerechter nicht geschehen konnte. Ich schäme mich für den Staat, wenn ich in die Dörfer meiner Kriegswirksamkeit komme und an die moralischen Reden, Treugelöbnisse usw. denke, mit denen wir Funktionäre den Leuten die letzten Goldstücke und Scheine aus der Tasche lockten. Und den Uriasbrief gab Vater Staat nachher denen, die im Krieg und danach den kategorischen Imperativ staatsbürgerlicher Pflicht am gewissenhaftesten übten. Umgekehrt wurde fast alles unter Rechtstiteln garantiert, was die Nutznießer der Not zwischen 1914 und 1924 ergattert oder verschoben hatten. Der Verlust an Vertrauen durch diese „Episode" — die in wenigen Monaten sinnlose gesellschaftliche Umschichtungen von größtem Ausmaß brachte — ist in dieser Generation nicht wieder gutzumachen. — Auf dieses Gesundmachen folgten einige Jahre einer Scheinblüte. Und diese nutzten Alle aus, die an den Krippen saßen: der Wirtschaft oder des Staates. Vertrustung und Kartellbildung zwang immer fortschreitend die kleinen Existenzen — in deren Betrieb sich noch Persönlichkeitswerte und Menschentum auswirken konnten — in den Rachen des Moloch. Verbraucher und Werktätige wurden wenigen Namen, Familien, Gesellschaften ausgeliefert. Diese Wenigen sicherten sich in Gestalt von unerhörten Gehältern (die in die Zig- und Hunderttausende gehen), von Aufsichtsratsentschädigungen, von Dividenden und von verschleierten Abzapfungen einen ganz ungemessenen Anteil am Werkgewinn. Zur gleichen Zeit warf die Rationalisierung Tausende auf die Straße. — „Rationalisierung!" Wenn das Wort einen Sinn haben soll, müßte sein Inhalt bedeuten: Entlastung des Arbeitssklaven im Menschen durch die Maschine. Praktisch müßte das sich auswirken entweder als Verkürzung der Arbeitszeit oder als Verbilligung der Produktion. Im letzteren Falle müßte erhöhter Lohn oder verbilligte und verbesserte Ware das Endergebnis sein. Oder es müßte zurückbehaltener Reingewinn (ersparter Lohn!) zur Schaffung produktiver Anlagen vorhanden sein, die jene freiwerdenden Kräfte (und mehr, da doch ein „Fortschritt" in der Umstellung verwirklicht werden soll) wieder einstellen. Die ratio, der Sinn der Neuregelung scheint aber nur zu sein: Menschen zur Strecke zu bringen, Andere durch die drohende Entlassung zu versklaven und — wie gesagt — eine ganz schmale Schicht in den Genuß einer Fülle von Macht und Mitteln zu setzen. Dieser Schaden fraß unmittelbar auf die öffentliche Hand über. Jene Staatsbetriebe, die in den Dienst der internationalen Tributverpflichtungen aus dem verlorenen Krieg gestellt werden mußten, Reichsbahn und Reichsbank, zahlten schwindelnde Spitzengehälter. Eine nachfolgende Beamtengehaltsregelung wurde bewußt unter dem Gesichtswinkel der Angleichung an die in der Wirtschaft erzielten Höchsteinkommen gestellt, damit die „tüchtigen Kräfte" nicht mehr abwanderten als Syndici usw. Die deutsche Wirtschaft wieder „mußte" solche Vergütungen gewähren, damit die „Köpfe" nicht in ausländischen Wirtschaftsdienst traten. So berief und beruft sich Einer auf den Andern, Keiner will der Urheber sein, aber Alle üben die gleichen Praktiken. Trifft es keinen Einzelnen, so ist das ganze System dadurch gerichtet. Welcher Gott zerbricht seine Zwangläufigkeiten? Der Mensch, der die Gottheit aufnimmt in seinen Willen, der an seinem Platze mit dem Satan bricht. Einen anderen Weg gibt es nicht.

Nun lächeln die überlegenen fachmännischen Rechner: was macht es aus, die paar lumpigen Millionen an fetten Spitzengehältern, Leistungszulagen und Diäten in die Löcher des Staatshaushalts zu schütten! Was ist gewonnen, wenn alle Vergütungen und Gewinne auf durchschnittliche Einkommensgrenzen zurückgesetzt werden: es reicht bei weitem nicht aus, die Wirtschaftsbalance wiederherzustellen. Wie weit solche Rechnung wirklich stimmt, kann man als bescheidener Laie nicht nachprüfen*). Und wenn! Sie trifft den Kern der Sache nicht. Es handelt sich letztlich um eine Frage der Volkspsychologie und der Volksethik. Die durch Liberalismus, Demokratie und Sozialismus aufgerufenen Massen, denen die Binde von den Augen und der blinde Respekt von der Brust genommen ist, ertragen einfach die Ungerechtigkeit, das Zweierlei Maß nicht mehr: auf der einen Seite ein unerhörter Lebensaufwand oder doch eine übermenschliche Machtfülle, auf der anderen menschenunwürdige Abhängigkeit oder ein Ringen um die nackte Existenz. Das empört. Mit Recht!

Ganz oberflächlich ist der Versuch, den Vorwurf zurückzugeben: durch Hinweis auf eine äußerliche, geschwollene Lebenshaltung der fordernden Massen. Verdächtig ist die Folgerung, das Lebensniveau der arbeitenden Schichten müsse in dieser Notzeit durch Lohnabbau auf ein wirtschaftlich „vernünftiges" Maß herabgesetzt werden. Zwar stimmt es, daß die Verschwendung in Alkohol und Nikotin, Süßigkeiten und Tand, Schund und Kino bei Arbeitenden und Unterstützungsempfängern erschreckendes Ausmaß angenommen hat. Doch ist diese Tatsache kein Anzeichen einer überhöhten Lebenshaltung. Vielmehr wird den erwähnten Genüssen gehuldigt auf Kosten der Befriedigung ernsthafter Bedürfnisse: im Wohnen und Kleiden, Sichernähren und geistiger Versorgung. Aber jene Ankläger gehören mit auf die Anklagebank, und zwar als Hauptangeklagte: es wirkt sich ein ewiges volkskundliches Gesetz aus, daß „unten" geschätzt wird, was längst „oben" Geltung hatte. Man gebe andere Beispiele, und sie wirken ebenso nachhaltig auf das Volk. Statt dessen sucht eine von religiösen, ethischen, ästhetischen, staatsbürgerlichen Bindungen gelöste „eigengesetzliche Wirtschaft" — die ihre Schranken nur am Profit und am Strafgesetz sieht — alle jene „Bedürfnisse" künstlich zu wecken, anstatt einen natürlichen Bedarf zu befriedigen. Wer das bezweifelt, sehe einen Tag auf die Schaufenster und Inserate. Er lese die Notizen im „Lokalen" oder „Aus Nah und Fern" kritisch. Bis in den Handelsteil braucht er gar nicht zu steigen. Welch schändliche, verlogene und vergiftende Propaganda wird z. B. stetig in fast allen Zeitungen und Blättchen getrieben durch die Notizen über „Prohibitionsgreuel", Trockenlegungsskandale, Verlust an Menschenleben infolge Genusses von ungeeigneten Schleichgetränken usw. Alles aus Amerika angeblich wahrheitsgemäß berichtet! In Wirklichkeit handelt es sich um bezahlte Mache der Schnaps-, Bier- und Weinkonzerne. Mit einem latenten „Opiumkrieg" wird unser Volk überzogen, ohne daß jene Exponenten der Wirtschaftsvernunft einen Finger dagegen rühren. Darum, wer von euch ohne Anteil an solcher Schuld ist, werfe den ersten Stein auf jene Opfer.

4

Diese „Fieberwahlen" sind Vorboten einer Katastrophe, wenn sie nicht zum Signal einer Umkehr werden. Ihr Sinn ist ganz klar: Wer ungebrochen die Menschen zum Eigennutz aufruft, kann sie scharenweise haben. Er macht sich und sein Gefolge dann zum Werkzeug der

*) Daß der Wahnsinn des Weltkrieges und die latente Weltrevolution die Weltwirtschaft zerrüttet haben und daß diese Wirtschaftsdepression das Tributvolk am härtesten treffen muß, dürfte stimmen. Aber sind diese internationalen Verhängnisse nicht zu einem wesentlichen Teil in den hier gegeißelten Zusammenhängen verursacht? Verhindert der nationalistische Wirtschaftsimperialismus, das staatsbürgerlich heilig gesprochene Gewinndenken nicht eine wirkliche Rationalisierung, d. h. einen vernünftigen Weltwirtschaftsausgleich? Die Erde hat noch Raum für alle ihre menschlichen Kinder. Jetzt muß sie es ansehen, daß Millionen darben, Tausende verhungern, während anderswo ihre Gaben verfaulen, ihre Früchte ins Feuer geschüttet werden. Solche Zustände innerhalb der „Christenheit" schreien zum Himmel. Der Bolschewismus mag in seiner Gesinnung seinen Methoden und Rezepten unrecht haben. Die Blickrichtung seiner Anklage stimmt doch!

Selbstvernichtung. — Doch mit Verachtung wenden sich die Menschen von allen Halbheiten ab. Den Widerspruch schöner Programme und böser Praktiken haben sie durchschaut. (Man denke nur an die landläufigen Umstilisierungen des hübschen Wortes von der freien Bahn für alle Tüchtigen!) „Guter Wille" bei schwächlicher Duldung gilt ihnen nichts. Sie suchen eine Führung, die ganzen Ernst macht. Nur weil die extreme Rechte dem Volk zu suggerieren verstand, daß sie ihren Worten auch Taten folgen lassen würde, nur deshalb haben Millionen Getäuschter ihr die Stimme gegeben. Nationalismus, Rassenzüchtung, Antisemitismus, Diktatur haben nur die Rollen von Zuspeisen gespielt. Aber das Stück „Sozialismus", das verheißen und geglaubt wurde, hat gezogen. Die Ernüchterung wird auch hier kommen: wenn eines Tages die Tendenzen durchbrechen, welche die Vorkriegsgesellschaft auf dem Weg über den Staatsstreich des Nationalbolschewismus restaurieren möchten, wenn die Entfachung des nach außen abgelenkten Egoismus Feuerbrände an das mühsam geflickte Haus legen wird. Wenn dann die Millionen zurückfluten, geht ihr Weg vielleicht in konkretere Zusammenballungen der Selbstsucht, zu einem guten Teil auch in verzweifelte Skepsis.

Aber das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit wird bei Vielen durchbrechen, wird wirkliche Führer suchen: die selbstlos in Dienstschaft stehen und zu selbstlosem Dienste leiten. Wo sind die Menschen, denen es mit Freiheit, Volksrecht, Wohlfahrt, Christentum wirklich ernst ist? Sie sind da! Wer ruft sie zusammen? Wer deutet ihnen das Gebot der Stunde? Es besagt ganz einfach: Ernst machen. Die Umsetzung ins Praktische schreien die Dinge, wenn die Menschen schweigen sollten. Es geht nicht ohne ein Stück Sozialismus*). Irgendwie muß der Industriesklave in die Teilhaberschaft am Werk eingegliedert werden, irgendwie muß das Volksganze — der Staat — mitbeteiligt sein an den unpersönlich gewordenen Riesenbetrieben. Irgendwie muß er eingreifen in das freie Spiel der Goldgräber: er kann die himmelschreiende Verteuerung durch den Zwischenhandel nicht mehr weiter mitansehen, den Zinswucher der Banken nicht länger dulden. Die Nutzung der Not durch gewisse freie Berufe, die Gebühren fordern oder Atteste schreiben, muß er eindämmen. Bodenreform und Siedlung sind Stücke seiner Selbsterhaltung. Und so könnte die Reihe weitergehen. — Zu allererst aber muß der Staat selber radikal brechen mit den Konzessionen an die niederen Instinkte, mit der Verpflichtung seiner obersten Diener (einschließlich der in seinen Dienst vom Volke Abgeordneten) durch goldne Prämien. Jeder Bauernjunge kennt, Gott sei Dank, heute diese Ziffern, die der Not der Zeit und der Not der Besiegten ins Gesicht schlagen. Aus welchen „Staatsparteien" stehen die Gruppen auf, die entschlossen im neuen Reichstag das Notwendige fordern und die es gegebenenfalls dem Volksentscheid unterbreiten? Nur solche Abwehr von Rechts- und Linksbolschewisten hat Zweck. Ein ganz konkreter Realismus, dem idealistische Antriebe aus Letztem und Absolutem als Unruhe eingebaut sind, nur der kann das Verhängnis noch wenden.

Im übrigen sind solche Predigten, die man in unseren Tagen auf jeder Gasse hören kann, nicht neu. Man schlage den alten Amos auf und übersetze ihn in unsere Zeit und Sprache. Wer dann seine Gesichte nicht los werden kann, der dürfte auf einem sehr unheimlichen, aber auf dem rechten Wege sein.

Frankfurt a. M.-Ried Heinrich Marx

*) Ich bin weit entfernt, in irgendeiner Güter- oder Gesellschaftsordnung das Heil zu sehen. Ich weiß, daß jede Zweckordnung ihre besonderen Gelegenheiten zum Mißbrauch hat. Das Reich Gottes ist nirgendwo draußen, sondern mitten in den Menschen. Aber es ist nur an seinen Früchten zu erkennen. Und für die lebensnahen Dinge, in denen es sich heute manifestiert, weiß ich keine passendere Benennung als dieses Parteiwort.

Die Augustanafeier des Lutherischen Einigungswerks in Augsburg

Nach der großen ökumenischen Feier des Augustanajubiläums hat das Lutherische Einigungswerk auf den 22. September, den Tag der Übergabe der Apologie, zu einer zweiten Feier eingeladen. Das Lutherische Einigungswerk tagt alle zwei Jahre; daß man es sich nicht nehmen lassen wollte, die diesjährige Tagung in Augsburg und unter dem Zeichen der Augustana zu feiern, ist verständlich. Und nachdem es, nach den vorliegenden Berichten, der Feier im Juli offenbar nicht in wünschenswertem Grade gelungen ist, die Augustana wirklich in unsere Zeit neu hineinzustellen, wäre ja auch eine zweite Feier durchaus am Platz gewesen, wenn es ihr gelungen wäre, nun wirklich einmal nicht zu feiern, sondern zu bekennen und den Abstand zwischen uns und der Augustana zu überwinden. Man bekommt ja in Augsburg, vor den Bauten Elias Holls und den aufgehäuften Kostbarkeiten aus der Reformationszeit, einen starken Eindruck von der Größe dieser Aufgabe. Und es mag Mancher, ob Lutheraner oder nicht, gehofft haben, daß dem Einigungswerk ein besseres Gelingen beschieden sein möge als dem Kirchenbund; erhebt es doch mehr als Andere den Anspruch, ganz auf dem Boden der alten Bekenntnisse zu stehen.

Das Programm war reichhaltig und vielversprechend. Neben den großen gottesdienstlichen Feiern am Anfang und am Schluß standen drei öffentliche Hauptversammlungen und eine Reihe von Spezialkonferenzen. Am Begrüßungsabend und in einer großen öffentlichen Kundgebung wandte man sich an das Augsburger Kirchenvolk. Etwa 400 Teilnehmer aus ganz Europa waren der Einladung gefolgt. Erstaunlich war die Beteiligung der Augsburger Kirchengemeinde. Die große Barfüßerkirche war bei den Gottesdiensten übervoll; an der Kundgebung müssen mindestens 5000 Personen teilgenommen haben, und auch in den Vorträgen und Spezialkonferenzen sah man Bürger der Stadt. Die Erwartung war offenbar auf Großes gerichtet.

Nach dem Empfang durch die Stadt in dem einzigartigen Goldenen Saal des Rathauses und nach einer sehr eindrucksvollen Predigt des bayerischen Kirchenpräsidenten D. Veit wurde die Konferenz am Begrüßungsabend eröffnet durch Reden des Augsburger Dekans und der Vertreter von Behörden. Für die Erlanger Fakultät sprach Althaus über den Satz, daß die Theologie die Kirche brauche und die Kirche die Theologie. Dann folgte der Vortrag D. Zöllners über die Rechtfertigung allein durch den Glauben als Zentralthema der Augustana und Apologie. Er beschränkte sich auf die Erörterung des Verhältnisses von Rechtfertigung und Heiligung. Das Bekenntnis zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott im Sinn der Augustana hat zwei Pole, die bezeichnet werden durch die Ausdrücke „aus Gnaden allein durch Christum" und „durch den Glauben allein". Nach der Reformation hat man zunächst den einen Pol überbetont, das führte dann zu der Reaktion einer noch einseitigeren Übertonung des andern, so daß im Verlauf der Entwicklung die Grundlagen der Reformation weithin verloren gegangen sind. Jetzt, nach dem Zusammenbruch, verstehen wir die reformatorische Botschaft wieder besser; aber es besteht auch schon wieder die Gefahr der Überbetonung jenes einen Poles in der Theologie der Krisis. In langer Polemik gegen diese versuchte der Redner den genuin lutherischen Weg zu zeigen, der zugleich die Heiligung fordert und gegen das Mißverständnis schützt, daß nun etwa der Glaube das vom Menschen zu leistende Werk sei. Er behauptete die Willensfreiheit, ohne die die Heiligung nicht möglich sei, und meinte, kein Verdurstender,

dem man einen Trunk reiche, werde sich die Annahme dieses Trunks als gutes Werk anrechnen.

Wäre dieser Vortrag auf der Spezialkonferenz für die Aussprache über die theologische Lage gehalten worden, so hätte sich vielleicht eine fruchtbare Auseinandersetzung anschließen können. Aber wer von den Laien verstand diese Wiederholung der alten Formeln? Wer von ihnen mag auch nur das über die beiden Pole Ausgeführte begriffen haben? Überdies begriff man den Vortrag nicht, wenn man von der Theologie der Krisis nichts wußte, und die Mehrzahl der Hörer wußte gewiß nichts davon. Wußte man aber etwas davon, so verstand man zwar das theologische Anliegen des Redners, nur eben auch, daß diesem die dialektische Theologie fremd geblieben war, deren wesentlichster Zug ja eben der ist, daß sie Rechtfertigung und Heiligung im „existenziellen Glauben" zusammenschließt. Den Glauben gegen das Mißverständnis als Werk zu schützen, hat auch Wilhelm Herrmann als die Aufgabe der Theologie bezeichnet; aber das Bild vom Verdurstenden paßt nicht: denn von diesem wird eben das Trinken nicht gefordert! So klug der Vortrag war, — so geht es nicht.

In der ersten Hauptversammlung am Dienstag verlas der schwedische Hauptpastor Conricus ein Referat des verhinderten schwedischen Kultministers Bischof D. Stadener über die ökumenische Bedeutung der Augustana. Der Referent wollte zeigen, wie die Lebenskräfte der C. A. auch in andern Konfessionen lebendig seien; aber er machte das nun so, daß er einfach eine Aufzählung dessen gab, was an der Augustana allen Protestanten und darüber hinaus allen Christen gemeinsam sei. Da ließ sich natürlich sehr Vieles erwähnen; für die Protestanten etwa Rechtfertigung allein aus dem Glauben, Beschreibung der Reue und des Glaubens, des rechten Gottesdienstes, die Schrift als höchste Autorität, und selbst die lutherische Amtsauffassung, die zum Teil Widerspruch erregt habe, aber jetzt doch weithin anerkannt sei. Für die Nichtprotestanten z. B. die zentrale Bedeutung Christi, das allgemein menschliche Bedürfnis nach Rechtfertigung vor Gott, die Berufung auf die alten Kirchenlehrer besonders in der Apologie, und auch die Berufung auf die orthodoxe Kirche in dem Artikel über die Messe.

Hatte man sich schon bei diesem Vortrag, soweit man ihn überhaupt akustisch verstehen konnte, gefragt, wozu er eigentlich dienen sollte, — einen überraschenden Effekt brachten erst die Ausführungen von D. Preuß-Erlangen: Die Juden, die Slaven, die Romanen, die Angelsachsen haben sich ihre besondere Ausprägung des Christentums geschaffen. Der Kern des Christentums der Augustana ist das Vertrauen. Dafür haben die Deutschen, wie ihre ganze Geschichte zeigt, eine ganz besondere Naturanlage; so ist das Christentum Luthers und der Augustana ganz besonders das deutsche Christentum. Dadurch wird der Glaube noch nicht zu etwas Natürlichem; es wird nur die Prädisposition der deutschen Seele behauptet, nicht die Position; aber ein Stück deutschen Wesens behält das Luthertum überall. Alle Elemente des Vertrauens sind darin auseinandergefaltet; und sie alle sind nun einmal spezifisch deutsche Tugenden. — Und das unter dem Titel „Ökumenische Bedeutung der Augustana" und vor dem Lutherischen „Einigungswerk"!

In der Diskussion wurde diesem Redner zum Teil scharf, am schärfsten von Elert, widersprochen. Stange fand die Ökumenizität der C. A. in ihrem christozentrischen Charakter; Zöllner ergänzte das dahin, daß zum dritten Artikel der vierte wesentlich gehöre; Sommerlath endlich wollte sie gerade in dem finden, was die C. A. und das Luthertum als Sondergut hat, nämlich in der Betonung des menschlichen Christus, der als Gott ganz Mensch wurde.

Weiß nun Jemand, was sich das Lutherische Einigungswerk unter der ökumenischen Bedeutung der Augustana vorstellt, und worin sie besteht?

Am Nachmittag sprach Professor D. Öschey aus Wien über die Frage, was wir aus der C. A. für die Organisation unserer Kirche lernen können. Da spielte ein gewiegter Jurist mit den Begriffen der Augustana; aber der Aufwand lohnte kaum der Mühe. Zentrum des reformatorischen Glaubens sei die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein. Kirche im bekenntnismäßigen Sinn sei die Sammlung der Gläubigen. Dieser Begriff einer unsichtbaren, nur dem Glauben wahrnehmbaren Kirche sei der einzige, den das Bekenntnis hat. Und es sei völlig unmöglich, eine solche Kirche nun rechtlich zu verfassen; sie sei und bleibe nur dem Glauben sichtbar. Der Glaube entstehe aus Wort und Sakrament. So sei das heilsnotwendige Organ dieser Kirche das Predigtamt. Die Gemeinde trete handelnd erst auf, wenn das Amt die reine Lehre verlasse; dann „urteile" sie „Lehre" aus dem Geist nach Schrift und Bekenntnis, und sie könne dann, um Mißbräuche abzustellen, auch neue Amtsträger bestellen. Eine Rechtsverfassung läßt sich also aus dem Bekenntnis auf keinen Fall ableiten, nur ein kritischer Maßstab für sie: sie müsse so beschaffen sein, daß sie ein in seiner Wirkung, nicht in seiner Lehre, freies Predigtamt gewährleiste. — Das Korreferat des Mecklenburger Bischofs D. Tolzien beschränkte sich darauf, unter dem Hinweis auf die Unterschrift der weltlichen Stände unter der C. A. — die weltlichen Rechte der Kirche, nämlich Schulaufsicht und Sitz in der Armenkommission, auch für die heutige Zeit zu beanspruchen.

Was ist nun also für die Organisation unserer heutigen Kirche aus der Augustana zu lernen? Offenbar nichts. Denn daß es in einer evangelischen Kirche Pfarrer geben muß, ist meines Wissens im allgemeinen unbestritten; darüber, ob sie rite vocati sein müssen, scheint sich auch das Lutherische Einigungswerk nicht ganz klar zu sein; als man den Redner nach dem Recht der Volksmissionare fragte, verschanzte er sich hinter seinem Thema. Und den Gedanken der Lehraufsicht der Gemeinde hat in der Diskussion nur der Vertreter der Stuttgarter Gemeinde der Missourilutheraner ernsthaft vertreten. Es scheint aber doch so, als ob diese Aufsicht in einer Lage wie der heutigen wie damals 1530 nur von sehr ernsthaften Theologen geübt werden dürfte; und da diese nun wohl nicht wieder Pfarrer sein können — müssen es wohl die Theologieprofessoren sein. Also ein Aufsichtsrecht der Theologieprofessoren über die Kirche? Sollte das wirklich die Meinung sein?

Die Aussprache über die theologische Lage am Mittwoch wurde eingeleitet durch ein Referat von Professor D. Jelke. Er begann mit der Feststellung, daß es ein Irrtum sei, wenn man glaube, daß durch die neuere Entwicklung der Theologie die alten Gegensätze verschwunden seien. Sie seien bloß vor dem Hauptproblem, dem Streit um das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung, in den Hintergrund getreten. Troeltschs und Ottos Versuche, dieses Problem zu lösen, wurden wie der Wobbermins abgelehnt; die ersteren muten der Vernunft zu viel zu, der andere hat Angst vor ihr. Für die dialektische Theologie war der Ausgangspunkt die Behauptung der vollen Souveränität Gottes; aber gewirkt hat nicht dieses Positive, sondern der methodische Grundsatz, daß menschliche Vernunft und Offenbarung nur im Verhältnis des Gegensatzes stehen können. Eine wirkliche Durchführung dieses Gedankens ist nur möglich, wenn man zurückgeht auf die alte Orthodoxie. Das will Barth nicht, und so muß er, trotz seines Gegensatzes zur Erfahrungstheologie, selber wieder von der menschlichen Erfahrung ausgehen und verkürzt damit die Offenbarung. Die „positive" Theologie geht aus von der Erfahrung der Gestalt Jesu

Christi; das ist der Sinn der lutherischen Ubiquitätslehre: „nimmt man uns die Ubiquität, so nimmt man uns Christus". Und diese Offenbarung zerstört die menschliche Vernunft nicht, sondern paßt sich ihr an.

In der Aussprache stellten Stange und Sommerlath noch einmal die Wichtigkeit der Gestalt Christi in den Vordergrund. Im übrigen sprach man über die dialektische Theologie in der sattsam bekannten Weise. Tillich mußte es sich gefallen lassen, daß man ihm mit Psychoanalyse zu Leibe rückte. Und in seinem Schlußwort konnte Jelke versichern, daß er aus den Erscheinungen der letzten zwanzig Jahre nichts gelernt und nichts zu lernen habe.

Was soll man da noch sagen? Ist das die maßgebende Äußerung einer unserer größten kirchlichen Organisationen zur theologischen Lage? Es ist freilich trostlos, wie unsere Studenten Opfer der Lehrfreiheit der Akademiker geworden sind; aber es ist doch immer noch besser als diese Blindheit und diese unerträgliche Art der Diskussion. Wenn man schon nichts zu lernen hat, dann ist man verpflichtet, die Angriffe auf die eigene Position zu sehen und klar zu beantworten. Aber man hat sie offenbar noch nicht einmal gesehen.

Von der öffentlichen Kundgebung am Mittwoch Abend würde man am liebsten nicht berichten. Da sprachen die Vertreter aller europäischen lutherischen Kirchen über ihre Heimatkirchen. Es klang mancher warme Ton an. Aber die Reihe der vielen Redner ermüdete, vollends da man sie zum Teil fast nicht verstehen konnte; von der langen Rede Moreheads habe ich kaum einen Satz verstanden. Da, in dieser öffentlichen Kundgebung, hätte doch etwas von der Kraft des Evangeliums deutlich werden müssen. Etwas von der Gemeinde der Gläubigen hatte Ihmels verheißen. Statt dessen sah man eine lange Reihe von Kirchenfürsten und hörte Auszüge aus dem Jahrbuch des Lutherischen Weltkonvents. Das hält das Lutherische Einigungswerk für eine angemessene öffentliche Feier seines Bekenntnisses? Das war gemeint, als man sagte, man wolle nicht feiern, sondern bekennen? Das war nicht nur der Augustana unwürdig; das war einfach trostlos langweilig*).

Aber etwas Schönes hat dieser Tag dann doch auch gebracht: die Rede des Hannoverischen Bischofs D. Marahrens über das Problem der Generationen. Er zeichnete die Situation der Kriegsgeneration und der nach ihr aufwachsenden Jugend. Jene zerbrochen, müde, skeptisch; diese problemlos, selbstbewußt, radikal. Und stellte dann das Luthertum vor die dadurch gestellte Aufgabe. Er sprach von der notwendigen Bereitschaft der Auseinandersetzung mit dieser Jugend, auch mit ihrer Theologie, und rief jeden Einzelnen auf zur Mitarbeit, — nicht ohne die Anklage erheben zu müssen, daß bisher darin nicht genug geschehen sei. Daß er das alles sagte, war wohltuend; aber wie er es sagte, in einer schlichten, ans Herz dringenden Art, das machte den tiefsten Eindruck. Je größer die Not sei, desto größer auch die Aufgabe; gerade für die Lutheraner könne diese Not zu einer großen Gelegenheit werden. Und „Occasio ist ein groß Ding", sagt Luther.

Der letzte Tag der Konferenz brachte Vorträge über die Augustana und die soziale Frage von dem Hamburger Hauptpastor D. Schöffel und dem Professor D. Köberle. Wenn man nun künftig von der Augustanafeier des Lutherischen Einigungswerks reden wird, so wird man hoffentlich zuerst an den Vortrag Schöffels denken. Da sprach ein Mann, der tief im Luthertum verwurzelt ist, und dem zugleich die soziale Not schwer ans Herz greift. Ich habe noch nie etwas Besseres und Erschütternderes über die soziale Frage und die Kirche gehört. Die soziale Not ist die Not des Proletariers, nicht nur als Armut und Ungesichertheit, sondern als die Not einer Klasse, die in ihrer Lage Gott nicht mehr erkennen kann. Sie versteht uns nicht mehr, wenn wir von Gott reden, kann uns nicht mehr verstehen. Und diese Not nun im Licht der Augustana sehen, das heißt nicht, die Augustana darauf hin untersuchen, ob sie etwa Material zu einer Sozialethik bietet, sondern sie in das Licht der Offenbarung Gottes stellen. Die Ursache dieser sozialen Not liegt zum Teil in der äußeren wirtschaftlichen Entwicklung, gegen die wir nicht ankämpfen können; sie liegt aber auch mit in der Entwicklung eines autonomen, auf sich selbst gestellten, und das heißt nach der C. A. in die Verlorenheit gestoßenen Menschentums, an dessen Emporkommen wiederum das lutherische Fürstentum und die lutherische Theologie nicht unwesentlich beteiligt sind. Daraus ergibt sich die Entscheidung für die Gegenwart. Wir müssen uns für das Proletariat erklären als für die Klasse der Mühsäligen und Beladenen. Die Frage, wie das geschehen soll, ist freilich schwierig. Sie stellt sich für uns konkret so, ob wir für den Sozialismus oder den Kapitalismus einzutreten haben. So weit beides Wirtschaftssysteme sind, unterstehen sie nicht dem Urteil der Kirche, sondern dem der weltlichen Sachverständigen. Aber die Kirche kann sich die Entscheidung doch nicht ersparen; denn sie hat nicht nur zu „lehren", wie das alte Luthertum und schon die C. A., sondern auch zu „verkündigen", und das heißt, zu der konkreten Lage der Gegenwart zu reden. Am Sozialismus muß nun die zu Grunde liegende materialistische Philosophie schroff abgelehnt werden. Aber davon ist zu trennen der Sozialismus als Bewegung, und diesem muß sich die Kirche offen halten, denn dieser Sozialismus ist eine starke Bewegung der Solidarität, der gegenseitigen Hilfe und der Menschenliebe. Ja, es muß der Augenblick kommen, in dem sich die Kirche von höchster und verantwortlicher Stelle aus zu diesem Sozialismus bekennt. Freilich wird der Sozialismus nicht die ganze Not beseitigen können. Er will die Welt wieder dem Gesetz ausliefern; und wo das Gesetz herrscht, da stirbt die Freude. Die Kirche muß sich also vor einer Verabsolutierung des Sozialismus hüten — indem sie ihn zugleich anerkennt als Bahnbrecher des Evangeliums. Es ist Gottes Wille, daß Evangelium in der Welt gehört werde, auch in der Welt des Proletariers. Und die Möglichkeit dazu kann der Sozialismus doch schaffen. Diesem Sozialismus zulieb wird die Kirche sich auch zum Klassenkampf zu bekennen haben, der ja nicht nur ein vom Sozialismus geschaffenes Kampfmittel ist, sondern eine harte Tatsache, gegen die man die Augen nicht verschließen darf. Ablehnen müssen wir ihn nur, wenn er sich in den Mitteln vergreift. — Den Kapitalismus müssen wir ablehnen, soweit er „Liberalismus" ist, aber anerkennen, daß er der Einzelpersönlichkeit ihr Recht geben will. Ein volles Ja können wir zu keinem von beiden Systemen geben. — Die Frage der Gestaltung für die Zukunft scheint auf zwei Wegen gelöst werden zu wollen. Auf der einen Seite versucht man im Katholizismus und in einem Teil des Luthertums die Welt unmittelbar durch göttliche Kräfte zum Frieden zu führen. Auf der andern Seite hat man den kollektiven Menschen an die Stelle des an Gott gebundenen gestellt. Diese linearen Versuche einer Lösung sind unmöglich; es gibt keine endgültige Lösung des sozialen Problems. Möglich, aber auch notwendig, ist nur die Verhandlung und die Lösung des Problems in der Haltung des gläubigen Menschen, die immer nur etwas Vorläufiges ist und gerade dadurch auf das Letzte hinweist, auf die Notwendigkeit der Erlösung. Das soziale Problem mündet aus in die Eschatologie, in das Warten auf das Reich Gottes.

*) Daß wir solche Versammlungen nicht wirksam gestalten können, ist nachgerade die Klage wider alle Kongresse. Wie oft haben wir das unsern eigenen Veranstaltungen gegenüber moniert. Aber die Andern zeigen uns auch nicht, wie man es besser machen soll. — Eine glückliche Ausnahme scheint ja der Gustav Adolf-Verein: siehe Sp. 1040. D H

Köberle kam, in engerem Anschluß an die Augustana, im Wesentlichen zu denselben Ergebnissen. Der erste Artikel der C. A. spricht von Gott als dem Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Aus diesem lutherischen Schöpfungsrealismus ergibt sich ein starkes Interesse für alle Dinge, mit denen es die soziale Frage zu tun hat, aber auch die Abhängigkeit aller irdischen Gaben von Gott, der dafür Rechenschaft fordert. Der zweite Artikel, von der Erbsünde, wird von der naturalistischen Biologie des Marxismus aufs heftigste bekämpft. Aber die Not des proletrischen Schicksals führt doch zu einem so erbarmungslosen Realismus, daß sich die Beurteilung der Welt mit der lutherischen als der „bösen Herberge" völlig deckt. Die Schicksalsfrage an den Sozialismus wird sein, ob er sich mit uns in persönlicher Verantwortung vor Gott unter die Weltschuld stellt oder sich auch weiter auf eine Milieutheorie zurückzieht. Die soziale Bedeutung des dritten Artikels aber besteht darin, daß er uns zwingt, uns gegenseitig als Brüder und Schwestern zu betrachten, für die alle Christus gestorben ist. Die daraus fließende Ethik ist nicht nur eine Ethik der Gesinnung, sondern der Tat, die sich überall an der sozialen Front zu beweisen hat. Das heißt, wir haben zunächst einmal die Wunden zu heilen, die im Wirtschaftskampf geschlagen werden. Aber nicht weniger müssen wir uns auflehnen gegen unerträglich gewordene Ordnungen; das folgt aus Artikel 16, wo ja vorausgesetzt ist, daß die Ordnungen nicht gegen Gottes Gebot sind. Die ganze Not des Proletariers wird freilich das Christentum nicht lösen können; aber es wird doch die Sinnlosigkeit seiner Existenz von ihm nehmen können, und seine Ausgestoßenheit aus der Gesellschaft aufheben können, indem wir ihn als Bruder anerkennen. Aber der Heiligungswille hat eine Grenze an den Schranken der Verhältnisse der Welt, und diese Grenze weist uns wieder, in Ablehnung alles Schwärmertums, mit Artikel 17, hinaus auf das Kommen des Reiches Gottes.

Besonders der Vortrag Schöffels muß zur theologischen Auseinandersetzung reizen. Dafür ist hier nicht der Platz. Bedrückend aber ist, daß auch in Augsburg nur ein Diskussionsredner zur Sache sprach. Er gab Schöffel Gelegenheit, in seinem Schlußwort noch genauer auf die Unterscheidung zwischen Lehre und Verkündigung einzugehen. Die Kirche müsse den Mut haben, die Gesetze des öffentlichen Lebens an den göttlichen Normen zu messen. Im übrigen sei natürlich die Behauptung, daß der Proletarier in seiner Welt Gott nicht mehr scheuen könne, nicht so gemeint, daß überhaupt nie ein Proletarier den Weg zum Christentum finden könne; Bekehrungen sind natürlich immer wieder möglich. Dies Letzte wurde von Ihmels dankbar aufgegriffen; aber sonst gab es keine Diskussion der Sache. Keiner der anwesenden Kirchenfürsten hielt es für nötig, sich ablehnend oder zustimmend zu der Forderung eines positiven Bekenntnisses zum Sozialismus als Bewegung zu äußern. Es sagte auch Niemand, daß diese Kirche, die da in Augsburg versammelt war, doch noch einen weiten Weg werde gehen müssen, bis sie es wagen könne, die Ordnungen der Welt an Gottes Maßstäben zu messen. So blieb auch nach diesem Vortrag ein bitterer Nachgeschmack. Es wird eben wieder nichts geschehen. Quo usque tandem?

Die Konferenz wurde geschlossen durch eine Predigt von Ihmels, in der er bekannte, er möchte heutzutage in jede kirchliche Versammlung die Bitte hineinrufen: „Nicht vergeblich!" Man wird trotzdem sich und dem Einigungswerk das Urteil nicht ersparen können, daß diese Augustanafeier eine vergebliche Sache gewesen ist. Ein Großes, wie man es gern erwartet hat, ist nicht geschehen. „Occasio ist ein großes Ding." Aber so, wie man in Augsburg gearbeitet hat, versäumt man auch die größten Gelegenheiten.

Göppingen Ernst Bizer

Praktische Philosophie eines Freien und Frommen von 1841

1. Natur und Mensch; das Wort; Ehe und Familie. 2. Vom Staat. 3. Die Geschichte

Friedrich von Sallet (CW 1912 Nr. 15. 17. 18) hat im Jahre 1841 ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit"; er war damals noch nicht dreißig Jahre alt und ist bald darauf gestorben. Ich besitze die zweite Auflage (Hamburg, Hoffmann und Campe 1852, VIII u. 266 S.). Das Buch ist verloren und vergessen. Ein Exemplar besitzt die Universitätsbibliothek in Heidelberg.

Selbst wenn ich nun die Hoffnung und Bitte ausspreche, daß ein einsichtiger Verleger einen Neudruck unternehmen möchte, glaube ich doch zunächst mit einem Auszug den Lesern der CW einen Dienst zu erweisen, wobei ich mich allermeist an Sallets eigene Worte halte. Als richtunggebend stelle ich Sallets Wort heraus, daß Keiner wahrhaft Religion hat, dem nicht schlechthin Alles Religion ist; dazu was der fromme Dominikaner Meister Eckehart gesagt hat: „Gottes Gottheit hanget daran, daß er notwendig in der Seele wirket." Und so setzt denn diese Praktische Philosophie ein mit dem, womit Andere abschließen: Gott Alles in Allem. L B

1. Natur und Mensch. Das Wort. Ehe und Familie

Unsre alleinige, weil einzig vernünftige Lebens- und Weltaufgabe ist es, uns des Geistes Gottes und seiner Wirklichkeit in uns selbst immer klarer bewußt zu werden und ihn demnach (denn dies folgt aus dem Bewußtwerden unmittelbar von selbst) in unserm Denken, Leben, Tun und Treiben immer reiner und unverfälschter, für uns und für ihn selbst, darzustellen, damit er sich in uns, wie wir in ihm, wiedererkenne. Unsere Endlichkeit sollen wir zur Unendlichkeit des reinen Gedankens verklären, unsere Gegenwart zu seiner Allgegenwart wirklich umschaffen, mit einem Worte: sein Reich soll kommen.

Nun ist die Natur ein ungeheures Chaos, ein wirres und wüstes Auseinander und Durcheinander ohne den Geist, der sie in sich selbst aufnimmt und zur Einheit macht. Der Mensch, als Natur und Geist in innigster Verschmolzenheit, gehört jener ebenso hingebend und ganz an, wie er sie als Geist überwältigt und sie begreifend selbst in Geist umwandelt. So hat der Mensch in Beziehung auf die Natur die Stellung eines Erlösers, Befreiers, Mittlers. Die Natur wird aus ihrem Todesschlaf erlöst, indem das blinde Gesetz der Notwendigkeit, das in ihr waltet, durch denkendes Begreifen in die Sphäre der Freiheit des Geistes erhoben wird. Das Element der Lebendigmachung aber ist das Wort. Das Wort ist der Punkt der Verknüpfung, in dem die Materie ebenso zu Geist als der Geist zu Materie wird. Es ist mehr als ein allgemein gültiges Umtauschmittel von Gedanken für die Bequemlichkeit und das Bedürfnis des praktischen Lebens oder für müßige Ergötzung, es ist das Mittel der Vergeistigung und Vergöttlichung der Welt*).

Ist der einzelne Mensch schon Geist und als solcher Einheit, so muß sich auch die Gesamtheit der Menschen durch gegliederte Gesellung als geistige Einheit in sich selbst und für alle darstellen.

Das Tier, da es nicht Geist ist, lebt nur im Augenblick und ist die ganz vereinzelte, punktuelle Empfindung,

*) Was Sallet hier — und ähnlich im ersten Stück seines „Laienevangeliums" — etwa meint, sei folgendermaßen verdeutlicht. Der Geist des Menschen formt die rohen Eindrücke zu Vorstellungen und wird dazu durch die Elemente seiner Sprache zugleich genötigt wie befähigt: das ist einer der ersten, oft nicht beachteten Schritte zur Erschaffung seiner Welt, welche keineswegs ein bloßes Spiegelbild der Reize ist. Wie die Farben und die Klänge nicht draußen sitzen, so gehören auch die elementaren Formen der Sprache wie Substantiv, Verb usw., ja selbst die rohste Form der Interjektion dem schaffenden Menschengeist zu. Desgleichen gehören ihm die Kategorien an, darunter als wichtigste die der Kausalität. Endlich wirkt die dem Menschen eigentümliche Form des Raumes und die der Zeit bei seiner geistigen Schöpfung mit. Auf höherer Stufe überbrücken höhere Synthesen seiner Spontaneität die rezipierten Risse des Daseins künstlerisch und ethisch.

die jeden Augenblick sich von sich selbst losreißt und trennt, sich von sich selbst abstößt, ohne daß diese Summe von Empfindungspunkten durch Ein Bewußtsein getragen und zusammengeschlossen würde. Das Tier lebt wohl, aber der Mensch hat ein Leben. Von einem Tierleben zu reden fällt niemand ein; wohl aber sagen wir „ein Menschenleben" und bezeichnen damit die vernünftige, in sich abgeschlossene, lebendige Totalität eines Menschendaseins mit seinen Schicksalen, seinem Streben, seinen Taten und seinen leitenden Gedanken.

Die Ehe ist die ursprünglichste, an den Naturtrieb anknüpfende Einswerdung zweier menschlichen Individuen im Geiste. Sie ist die heilige Geburtsstätte aller Geistigkeit und Freiheit; sie ist aber auch, nach der praktischen Seite hin, die aller Tugend und geselligen Gestaltung. Die Einheit, als die sich der Mensch, da er sich als Geist gefunden, innerlich erkannt hat, soll er auch äußerlich in seinem Leben darstellen, und ihre ursprünglichste Darstellung ist die eheliche Treue, in der die Unerschütterlichkeit des Geistes in sich zuerst offenbar wird.

Die Liebe erhebt den Liebenden und den Geliebten aus der Sphäre werktägiger Gemeinheit in die einer höheren Idealität. Aber diese höhere Idealität ist nicht eine Täuschung, sondern im Gegenteil die eigentliche Wahrheit des Menschen, der im Geiste, d. h. in der Idealwelt seine Heimat hat, und von der man daher nicht hoch und schön genug denken kann*).

Das Erzeugte des Menschen ist wieder Geist und wird in jene geistige Einheit aufgenommen. Der Geist bildet seine Einheit und Wahrheit bewußt aus und befestigt sie zu einem in sich einigen System geregelter Gesetze und Normen. Dies System seiner eigenen Gesetze erfaßt er als seinen göttlichen Inhalt, den er aus sich selbst entwickelt, als das Gute, Schöne, Rechte, Heilige. Die Familie wird Offenbarung Gottes als lebendiges Fortbestehen der Sitte; sie ist Gott, wie er als menschliche Sitte ist. Zölibat und Priestercharakter ist eine gottlose Einrichtung; der Papst gehört in die Reihe jener Atheisten, die nur einen über- und außerweltlichen Gott kennen, den Gott im Menschen aber, im Gottmenschen, den gegenwärtigen Geist in den schönsten und reinsten Verhältnissen ableugnen. Umgekehrt ergeht nun an die Familie die strenge Forderung, den Menschen wahrhaft zum Geiste zu bilden, die wahrhafte Gesinnung und Gesittung innerlich zu entwickeln und äußerlich darzustellen, den Gott, soweit er sich als Familie offenbaren kann, auch wirklich zur Offenbarung zu bringen.

Es ist daher eine tadelnswerte und unverantwortliche Weichlichkeit und Schlaffheit, wenn Eltern nicht die Kraft haben, des Kindes blinde und willkürliche Natur zu bändigen und alle Ausbrüche des unvernünftigen Eigenwillens mit Strenge zurückzuhalten und zu züchtigen. Dies ist durchaus notwendig, wenn das Kind nicht ewig Sklave der eigenen Begierden bleiben, sondern zu freier Geistigkeit heranreifen soll. Auf der anderen Seite aber bilde man sich doch ja nicht ein, durch solch notwendige Zucht etwas Positives, Schöpferisches getan, durch sie das Gute als einen Inhalt in das Kind hineingebracht zu haben. Man hat weiter nichts getan als das Kind unterstützt in dem seinem eignen Geiste eingebornen Kampfe gegen den Ungeist. Und hierauf beschränkt sich überhaupt alle Erziehung. Das Prinzip ist: man lasse den Menschen durch eigne Selbsttat zum Menschen werden, nicht durch fremde Zustutzung.

Und „Bildung des Gefühlslebens"? Wie Menschen, in denen das Gefühl nicht zum Geiste entwickelt ist, immer nur im Augenblicke leben, weil keine Einheit des Bewußtseins die auseinandergerissenen Zeitpunkte zusammenbindet, so leben sie auch immer nur in dem dürftigen, ganz vereinzelten Punkte ihres eignen Ich, und ihre Welt reicht nicht weiter als der Umkreis ihrer Nervenzuckungen. Denn die Empfindung ist gerade das in sich selbst Verschlossene, ganz Besondere, bloß Persönliche. Der Geist, wenn er sich in sich selbst erfaßt, findet sich als eine entwickelte Einheit und bleibt nicht in den Kreis des einzelnen Lebens gebannt, sondern erobert, nach allen Richtungen hin sich ausbreitend, die Welt durch Erkenntnis.

2. Vom Staat

Der allgemeine, vernünftige freie Wille, den die Kinder in der Familie noch in der sinnlichen Lebendigkeit, in der gemütlichen Einheit, in der einzelnen Persönlichkeit der Eltern vorfanden, streift diese zufällige Erscheinungsweise nunmehr ab und tritt auf als die rein geistige, von aller Sinnlichkeit und besonderen Individualität, von aller fleischlichen Gegenwärtigkeit entkleidete Einheit aller Willen in dem einen, allgemeinen, im Wort ausgesprochenen Willen: im Gesetze. Das Gesetz stellt die totale Ausgestaltung des Geistes, die der Einzelne in der Familie gewonnen hat, dar für Alle; das Gesetz ist der Volksgeist selbst, aus dem Vielerlei des willkürlichen Meinens und Beliebens der Einzelnen gerettet in die Einheit der innersten Wesenheit aller, so daß alle Willen ihren innersten Kern, d. h. das, was in ihnen vernünftig und frei ist, im Gesetz ausgesprochen und als zwingende, gebieterische Macht befestigt finden. Im vernünftigen Staate ist Jeder ohne allen Unterschied Herrscher, soweit er vernünftig ist. Jedes gesetzmäßige Einzelwirken wird sogleich zum lebendigen Gliede in dem Gesamtwirken Aller und so von seiner Einzelheit und Isoliertheit erlöst, indem es im Ganzen eine lebendige, ewige Bedeutung erhält.

Hiermit ist die Souveränität des Volkes als die notwendige Grundlage jedes vernünftigen Staates ausgesprochen. Sie liegt ganz einfach darin, daß das Volk nicht aus Tieren besteht, sondern aus Menschen, d. h. aus vernünftigen Kreaturen, in denen allen, ohne irgendeine Ausnahme, Gott als Geist und Bewußtsein gegenwärtig und offenbart ist. Pferde dressiert man durch Zaum und Sporn, weil sie selbst, wie vortrefflich sie auch zugeritten werden, nie den Sinn ihrer Bewegungen begreifen, nie in ihnen ihr eignes Wesen ausdrücken. Da ihnen ihre Schulung also etwas ganz Äußerliches ist, so muß sie ihnen auch durch äußerliche Gewalt, Zaum und Sporn, angetan werden. Der Mensch aber soll sich schlechterdings, in all seinem Denken und Tun, als Geist selbst erfassen und erkennen; er hat daher die Regel und Richtschnur seines Handelns frei und bewußt aus sich selbst zu entwickeln. Wenn man ihm nun hierzu die Möglichkeit raubt, indem man ihm beliebige Einfälle Einzelner (die zufällig einmal die Wahrheit enthalten, ebenso gut aber und wahrscheinlicher grundfalsch und schlecht sein können), ohne daß sein Wille sie bestätigt, als Zaum und Sporn anlegt und eindrückt, so heißt dies die menschliche Vernunft und Würde mit Füßen treten, den Gott im Menschen ableugnen*).

Wir haben also den Staat zu fassen als die Offenbarung Gottes, wie er als Volksgeist sich im Gesetze feste Gestaltung schafft, oder: der Staat ist Gott, wie er als im Gesetz ausgesprochner Volksgeist ist. Denn wie Gott überall gegenwärtig und wirksam ist, selbst schon in den niedrigsten Naturgestalten, so wird er immer wahrhafter gegenwärtig und wirksam, so offenbart er sich immer reiner und reicher, je mehr die Gebilde mit der Sinnlichkeit und Natürlichkeit brechen und selbst in die Sphäre reiner Geistigkeit hinübertreten.

*) Folgt allerlei über Zeitungsannoncen und Kontornachweisungen, Frauenverlosung, Bequemlichkeits- und Gemütlichkeits-Ehen, gemischte Ehen, Ehescheidung.

*) Folgt allerlei über Beamte, Richter, Volksvertreter, Minister, Presse, Kriegsheer, weiter unten von Diplomaten und vom Landesvater.

Es ist am Ende ganz gleichgültig, ob man sagt: die Natur, oder der Mensch, oder Gott habe den Staat gemacht. Die Natur hat ihn gemacht, insofern sie selbst, im Menschen, sich zum Geist erhebt; Gott hat ihn gemacht, insofern er es selbst ist, der sich im Menschen als Geist einwohnt und offenbart; der Mensch hat ihn gemacht, weil er ihn augenscheinlich und offenkundig wirklich gemacht hat und noch täglich macht. Der Staat stellt eine Idee dar, nämlich die geistige Einheit des Volkes selbst, und er wird auch als solche vom Volke, wenn auch nicht in wissenschaftlicher Weise, doch durch den Instinkt der gesunden Vernunft gewußt und anerkannt.

Das Staatsganze ist deshalb da, weil es in der Natur des Geistes liegt, sich als eine große Einheit Aller, eines ganzen Volkes, darzustellen, in der jeder Einzelne seine eigne, innerste Wahrheit, nicht bloß die Befriedigung seiner besonderen Bedürfnisse, zu finden und anzuschauen hat. Das Gesetz ist nicht gemacht, damit der Einzelne in seinem Schacher oder seinem sonstigen Treiben gegen Unglimpf und Verletzung geschützt werde; sondern in ihm gewinnt der allgemeine vernünftige Wille, der in Allen, aber in der Mehrzahl unentwickelt vorhanden ist, Ausdruck und Macht. Jeder Einzelne hat daher das Opfer zu bringen, sich, sein Einzelleben und Treiben, als etwas durchaus Untergeordnetes und Unwesentliches zu vergessen über dem Bewußtsein des allgemeinen vernünftigen Willens, das in ihm lebendig werden und ihn selbst von seiner schlechten Besonderheit und Herausgerissenheit zum Gesamtbewußtsein erweitern und adeln soll.

Die Frömmelei freilich räumt dem „elenden Erdenwurm" überhaupt nicht die Fähigkeit ein, in irgendeiner Sphäre etwas Ewiges, Göttliches zu schaffen, d. h. Gedanken zum Ausdruck zu bringen, mithin auch nicht im Staate. Alles, was der Mensch sinnt und beginnt, ist dieser Demut ja wertlos, vor Gott ein Nichts oder gar ein Greuel. Weshalb also überhaupt an irgend etwas Menschliches mit Hand anlegen, von irgend einem menschlichen Verhältnis sich fesseln lassen? Wozu eine Ehe eingehen, da die Ehe selbst Befleckung ist? Wozu seine Kinder wohl erziehen, da sie ja doch nur elende Sünder sind und bleiben? Wozu im öffentlichen Leben eine tätige Stellung einnehmen, da alles Menschentun ein Tand ist? Wozu sich um die Geschichte der Menschheit bekümmern, die ja nur ein fortgesetzter Sündengreuel ist? Wozu sich menschliches Wissen aneignen, da es nur geistloses Stückwerk ist? Wozu sich an den Gebilden der Kunst erfreuen, die ja nur zu schnöder, irdischer Ergötzung geschaffen sind? Das Himmelreich ist ja drüben; also entbindet man sich der Verpflichtung, das Reich Gottes hier zu verwirklichen. Man verzichtet auf das, was der Geist fordern muß, wenn er seine Gottabstammung nicht verleugnen will, auf die Freiheit.

In der katholischen Hierarchie sehen wir dies System künstlich ausgebildet dank dem Hochmut der Priester. Immerhin lag dessen Fiktion für das Mittelalter in der Natur der Sache, weil es allgemeiner Glaube war, daß der Geist Gottes ein der Welt und ihrem Treiben schlechthin Entgegengesetztes sei. War in der jüdischen Religion dieser Gegensatz zwischen Gott und Welt bis zum härtesten Bruch ausgebildet gewesen, dann aber mit gewaltiger Energie zusammengeknüpft im Bewußtsein Christi, des menschgewordenen Gottes, des fleischgewordenen Geistes, so wurde doch damals diesem fleischgewordenen Wort immer noch das schlechthinnige Fleisch entgegengestellt, und jene als vereinzeltes Wunder aufgefaßte Erscheinung des lebendigen Gottes innerhalb der Sinnlichkeit wurde von der Kirche in immer wiederholten Wunderakten fortgesetzt. Aber jedes einzelne, abgesonderte Wunder und der Glaube daran verschwindet, wenn das ganze Weltall und der ganze Weltgang zu einem einzigen und ewigen Wunder erhoben wird. Die katholische Kirche hält noch heute, trotz der Reformation, den Standpunkt fest, der überhaupt ihre Existenz bedingt, sich selbst in ihrer weltlichen Gestaltung für die einzige irdische Trägerin des Überirdischen, der Wunderwirkungen des Heiligen Geistes zu erklären, wodurch allem, was ihr gegenübersteht, namentlich auch dem Staate, die innere Begeistigung durch Gott abgesprochen wird.

Eine andere Richtung, die dem Staate ebenfalls den göttlichen Gedankengehalt abspricht, führt zu völliger Gleichmachung Aller durch Abschaffung aller gesellschaftlichen Unterschiede; man verwirft Eigentum, Ehe, Familie. Aber die Einheit des Geistes ist nicht eine so leere, unorganische, mechanische, daß sie nur die vielen Einzelnen als Gleiche nebeneinanderstellte und ihren Mantel um Alle schlüge sondern da der Geist ein in sich unterschiedener, ein Organismus ist, so offenbart sich seine Einheit als eine Stufenleiter verschiedener Entwicklungen seiner selbst zu immer höherer Reinheit.

Allerdings im Ringen und Kämpfen der Menschheit wird die Vernunft selber, das Abbild des schöpferischen Geistes Gottes, zuweilen gar zur Revolution greifen. Jeder Gedanke, ohne alle Ausnahme, ist von Haus aus revolutionär; je tiefer und wahrhafter er aber ist, desto revolutionärer. Denn der Gedanke ist kein totes Juwel, das man im Schmuckkästchen der Hirnschale aufbewahrt; sondern der Gedanke ist weiter nichts als die Bewegung, aus dem Reiche der reinen Geistigkeit in das der Gestaltung fortzugehn, oder umgekehrt: die Gestalt zu vergeistigen, sie verklärt in das Reich des Geistes zu erheben. Welcher Gedanke hat tiefere Revolutionen hervorgebracht als das Christentum, dem freilich die Frömmler die Ehre, ein Gedanke zu sein, absprechen wollen? Aber eben weil dieser Gedanke bis in den tiefsten Schoß der Gottheit selbst hinabstieg und aus diesem Allerheiligsten Gestaltung fordernd in die Welt zurücktrat, eben dieser seiner Tiefe und Göttlichkeit wegen ist und bleibt er der Sauerteig aller gesellschaftlichen Gährungen, aller geschichtlichen Umwälzungen, die da waren und sein werden.

3. Die Geschichte

In Raum und Zeit entwickeln sich die Völker und entfalten geschichtlich den Geist der Menschheit. Denn die Menschheit selbst ist ja weiter nichts als der Leib, den der fortwirkende Geist sich selber schafft. Wenn schon das ganz einfache Sein im Raume unmöglich gedacht werden kann ohne das Werden in der Zeit, um wieviel weniger das Sein des Geistes ohne seine Fortentwicklung, da der Geist selber weiter gar nichts ist als diese Fortentwicklung seiner selbst. Die rein geistige, die ganze Menschheit ihrem Ziel immer näher treibende Fortentfaltung, Ausbreitung, Wechselwirkung und Nachwirkung der Idee, sowie beim Widerstreben gegen ihre heilsame Macht die Zertrümmerung von Staatsformen, die Vernichtung von Reichen und Völkerschaften, auf daß sie durch den Tod ein neues Leben erhalten, bildet das riesenhafte Wunderwerk der Weltgeschichte. Der unendliche Geist selbst webt sich das schimmernde Gewand. Gott schaut sich in der Weltgeschichte an als den Werdenden in der Form des Menschengeistes.

Gott wird. Was hat denn das so Anstößiges? Gott wird, zu jeder Stunde, in jedem Augenblicke, wie alles wahrhaft Lebendige wird. Er wird in der Natur, in allen ihren Gebilden und Prozessen, er wird auch in der höheren, der bewußten Natur, im Menschen, in seinen Taten und Gedanken. Aber dieses Werden ist bloß Erscheinung. Ihn selbst in seiner ewigen Fülle teilt es keineswegs ab in Heut und Morgen, läßt es keineswegs auseinanderfallen in einen, der jetzt unentwickelt, nachher entwickelter ist. Denn eben indem er Raum und Zeit und alle Erscheinung in sich gesetzt hat, ist er von Anbeginn

darüber hinaus. Nicht einmal das Nichts ist außerhalb des unendlichen Geistes, da das Nichts durchaus nur existieren kann, indem es vom unendlichen Geiste gedacht wird. Es ist sein Gedanke, und sein Gedanke ist er. Vor ihm, aus ihm rettet sich nichts.

Wenn ihr aber nun sagt: „So machen die Menschen also Gott groß durch ihre Gedanken und Taten?" so ist dies zwar wahr, muß aber ebenso gut auch umgekehrt werden: Gott macht die Menschen groß in ihren Gedanken und Taten, indem er sich in ihnen selbst groß macht; wir verherrlichen ihn nur, indem er sich in uns verherrlicht. In der Weltgeschichte haben wir nicht etwa bloß eine sogenannte höhere, leitende Vorsehung oder den Finger Gottes zu schauen und zu verehren (was immer einen draußen stehenden Gott voraussetzt), sondern den lebendigen, gegenwärtigen Gott selbst, wie er sich im Leben und Tun der Völker als ihre bewußte Einheit offenbart und entfaltet. Ohne Ehrfurcht vor der Weltgeschichte mache daher nur ja niemand auf eine wahrhafte Gottverehrung Anspruch*)!

Man trägt das Glaubensbekenntnis vor: „Es gibt überhaupt nur Zweierlei, nämlich: 1. einen Gott, allmächtig, allgegenwärtig, allgütig, allweise, ewig, vollkommen, 2. eine Welt, gebrechlich, verderbt, vergänglich, verworfen, böse." In diesen beiden Gegensätzen und ihren Beiworten liegt schon, wie man leicht einsieht, der schreiendste Widerspruch. Was ist z. B. ein „allgegenwärtiger" Gott, der doch in der Welt nicht gegenwärtig ist, für ein Unsinn! Natürlich kann ein solcher Gott, wie ihn die Beiworte bezeichnen, in einer solchen Welt nicht sein, und eine solche Welt nicht in einem solchen Gotte. Sie schließen sich ihrer Natur nach gegenseitig aus.

Es ist eine große Abgeschmacktheit, bei der Kreuzigung Christi nur von der sogenannten Bosheit seiner Verfolger ein Lamento zu erheben, das er selbst keineswegs erhoben hat. Er starb, wenn die Überlieferung wahr berichtet (und innere Wahrheit liegt jedenfalls in dem Bericht), mit dem großen Worte „Es ist vollbracht"; denn er wußte, daß nun die Befreiung des Menschengeistes in sich selbst zu Gott für alle Zeiten vorbereitet, seine Sendung mithin wahrhaft vollbracht sei.

Auch die moderne Bildung ist Weiterbildung des Christentums und Jeder in Täuschung befangen, der da meint außerhalb des Christentums zu stehen und es wie eine fremde Sache beurteilen zu können. Tausend geistige Adern sind von ihm aus in jeden Einzelnen geleitet und bilden die Lebensadern seines Geistes. Wir sind nicht bloß Geschöpfe des Christentums, sondern das fleischgewordene Christentum selbst.

Endlich das äußere Lattenwerk ist nicht der Tempel der Weltgeschichte in seiner gediegenen Pracht, sondern die weltgestaltenden Wirkungen der einzelnen Handlungen auf weitere und auf die weitesten Kreise. Die Entwicklung der Staatsverfassungen und des Staatslebens, der Fortgang geistiger und sittlicher Bildung, die Verbreitung dieser Bildung von Volk zu Volk, die Entstehung neuer, höherer Denkungsarten von Geschlecht zu Geschlecht — das sind die wahren Tatsachen der Geschichte; und wer sie aus dem Gewühl verkümmerter Einzelheiten heraus zu erkennen vermag, der wird mit Schauern und Ehrfurcht den einen, sich mit freier Kraft fortentfaltenden Geist, welcher Geist eben Gott ist, begrüßen.

Daher fordern wir von allen Menschen ohne Ausnahme schlechterdings, daß sie sich in ihrem Einzelleben eins fühlen sollen mit dem Leben der Weltgeschichte, daß sie den Sturm Gottes in ihr als ihren eigenen Lebensodem spüren sollen; denn nur so findet das dunkle Rätsel ihres Daseins eine freudige und helle Lösung. Wehe aber denen, die diese Verpflichtung gegen das Göttliche erkannt haben und sich mit dem Erkennen und mit dem geheimen Zuflüstern ihrer Weisheit an gute Freunde begnügen, statt daß sie all ihr Sinnen und alle ihre Kräfte auf das große Erlösungswerk der Menschheit, auf die Lebendigwerdung des Volksbewußtseins im Geiste der Weltgeschichte, im Geiste Gottes, richten sollten! —

In diesem Zusammenhang kommen abermals Reformation und Revolution (die französische) in Betracht.

Die Reformation sprach es tatsächlich aus, daß das Bewußtsein von Gott im Geiste der Laien, d. h. im Geiste der mündig gewordenen Menschheit, erwacht und lebendig geworden war. Das Unendliche hat seinen Maßstab nur an sich selbst, nicht an der gegenüberstehenden Endlichkeit einer bestimmten Satzung, einer besonderen Autorität. Protestieren heißt verneinen, die alte Form, aus der der Geist gewichen, verneinen, damit der ewigen Selbstbejahung und Selbstbetätigung des göttlichen Geistes in der Menschheit gegenüber keine äußerliche Schranke stehen bleibe. Und jede Kirchlichkeit, sie habe einen Namen welchen sie wolle, die denjenigen Punkt des Gottbewußtseins, den sie selbst gerade erreicht und erfaßt hat, als die absolut letzte Stufe der göttlichen Offenbarung überhaupt, als die vollkommene Ausprägung des göttlichen Inhalts erklärt, oder noch deutscher: jede Kirchlichkeit, die sich der Fortentwicklung, ja gänzlichen Umschmelzung einer bestimmten Religionsform durch die prüfende, richtende und schaffende Vernunft der Menschheit widersetzt, ist Atheismus.

Umgekehrt ist durchaus nicht jeder Namenkatholik katholisch. Denn die Reformation war von großartig schöpferischer Macht in der rein geistigen sowohl als in der geschichtlichen Sphäre, vor allem in Poesie und Wissenschaft; mit der katholischen Kirche und ihrer Lehre haben diese Schöpfungen nichts gemein, so wenig, daß selbst ihre Sprache die der Reformation ist und dem Geiste nach jedes Werk ein Luther. Mithin sind alle, die nur irgend teilhaben an den geistigen Schätzen der Zeit, an der Bildung der Besten, an der Geschichte des Vaterlandes, weder Atheisten noch Katholiken, mögen sie sich nun halten wofür sie wollen. Katholisch ist nur der, der sich allem, was der Papst zu Rom mit seinem Kardinalkollegium festsetzt, schlechthin unterwirft. Der Katholizismus als solcher aber hat sich selbst den Stab gebrochen und das Bekenntnis seiner eigenen Geist- und Gottverlassenheit niedergelegt dadurch, daß er sich nach der Reformation, und in der neuesten Zeit wieder, mit dem Jesuitismus identifizierte.

Die Souveränität der Vernunft und damit die Souveränität des Volkes ist herausgetreten in der (französischen) Revolution. Der Absolutismus ist ein politischer Katholizismus, der Jesuitismus die kirchliche Reaktion, die Reaktion der politische Jesuitismus. Presse, Religion und Volksunterricht werden in den Dienst gestellt. Eine feile politische Tagespresse hat das Wort Volkssouveränität vielfach zum Gegenstand vornehmer Spöttelei und frecher Verhöhnung gemacht. Man hat sie eine leere Theorie, eine wesenlose Fiktion, eine bloße oder auch fixe Idee, eine Phrase, ja sogar einen Spott und Hohn gescholten, ein Ding, das nie existieren werde, nie existiert habe als in den müßigen Gespinsten leerer Gehirne. Selbst unter der härtesten Despotie ist das Volk souverän; denn wer sonst könnte ein Knecht sein als ein Freier? In dem Worte Knecht selbst liegt schon das Wort frei heimlich versteckt. Ein gezähmtes Tier hält niemand für knechtisch. Hütet euch den Gott im Volke länger zu verkennen.

(Hamburg) (Ludwig Bornemann)

*) Hier vom Bösen und vom Teufel; weiter unten vom Zufall, dem Lob der guten alten Zeit, vom Greuel der Weltgeschichte.

Die neuesten Uraufführungen — Zeichen unserer Zeit

1. Ernst Guido Kolbenheyer: Jagt ihn — ein Mensch! (Technik und Menschentum) — 2. Ernst Toller: Feuer aus den Kesseln (Der Flottenaufstand der kaiserlichen Marine) — 3. Reinhard Goering: Die Südpolexpedition des Kapitäns Scott (Große, edle Menschen im ewigen Eis) — 4. Leonhard Frank: Hufnägel (Auf Um- und Abwegen zum Liebesglück) — 5. Georg Kaiser: Mississippi (Religiöse Bruderschaft im Kampf gegen die Großstadt) — 6. Fritz von Unruh: Phaea (Film und Leben) — 7. Hermann Burte: Krist vor Gericht (Jesus unter dem Urteil der Moderne)

1

Ernst Guido Kolbenheyer, seiner dichterischen Artung nach Epiker mit philosophischem Einschlag, hatte bereits im Vorjahr mit dem Schauspiel „Die Brücke“*) einen beachtenswerten Erfolg. Es war der Versuch, Typen für die Gegensätzlichkeit der zwei letzten Generationen zu geben.

Die „Brücke“ ist zunächst die Höllentalbrücke, eine gewaltige Schöpfung der Technik, die in einem zu erwartenden furchtbaren Föhn ihre letzte Probe bestehen soll. Der Erbauer, Lukas Prein, ist aufs äußerste erregt — denn absolute Sicherheiten in der Technik gibt es nicht — und wird noch dadurch verärgert, daß man ihm einen „Sachverständigen“, den jungen Privatdozenten der Geologie Hans von Bühl, vor die Nase gesetzt hat und dieser intime Beziehungen zu seiner Tochter Franzi aufnimmt. Hans und Franzi treten ihm und seiner Mutter, Frau Hanna, herausfordernd gegenüber und betonen das Recht der jungen Generation. Die Auseinandersetzungen, die zum Teil stark theoretisieren, enthüllen den symbolischen Sinn des Titels: „Es ist die Brücke gebrochen — zwei Welten“. Wird die Höllentalbrücke auch brechen? Rübsam, erster Assistent Preins, begeht in seiner enttäuschten Liebe zu Franzi, halb irrsinnig, einen Sabotageakt: er läßt in der Sturmnacht eine heimliche Sprengung vornehmen; man meint, die Brücke sei zerkracht. In dieser Situation benimmt sich Hans von Bühl derart übel, daß er nachher die Konsequenzen zieht und sich entfernt. „Wir zu unserer Zeit und ihr zu euerer Zeit hätten diesen — sagen wir: Lebensstil nicht aufgebracht“ sagt die vornehme Frau Hanna zu Lukas Prein. Wird dieser nun eine innere Brücke bauen und Rübsam, den er nach dem Geständnis seiner Tat entlassen hat, zurückrufen? Er weigert sich. Aber nicht mehr aus dem Zorn darüber, daß Rübsam die sachliche Ehrfurcht vor dem Überkommenen durch seinen frivolen Streich verletzt habe. Sondern in einer viel innerlicheren Erkenntnis: Die jungen Leute, wie die Kinder, fühlen und sehen zuerst nur sich selber. Erst allmählich lernen sie die Welt von ehedem spüren, der sie ja selbst entstammen. Es würde ja gar nichts nützen, wenn man sie über die goldene Brücke führte und sie merkten nicht, worüber sie gingen. Nein, die Alten sollten es sich nicht so bequem machen. Sie müssen vorerst still am Werk bleiben und dürfen um den Dank nicht bange sein. Gegenseitiger Widerstand kann auch ganz gut sein. So wie Lukas sich selbst oft Widerstand geradezu geschaffen hat, um nur leben zu können. Sehr fein weiß Frau Hanna die Schäden und Vorzüge der Generationen abzuwägen. Sie macht den Jungen den Vorwurf: „Ihr habt die Augen nur nach außen offen. Dinge, die Leben sind, verlangen inneres Gesicht.“ Das alte Wort dafür heißt „Gemüt“. Aber sie gesteht auch offen ein: „Wir haben euer Vertrauen nicht geweckt, weil wir vom inneren Leben geschwiegen haben, das war ein Fehler.“ Eins haben die Alten ja voraus: das Werk. Das sagt nicht ein Alter, sondern eine Junge, Franzi, — zu Rübsam, der davon redet, daß man die Alten totschaffen, überleisten müsse: „Sehr mutig, Herr Rübsam. Aber auch nur Programm, Forderung, Wort. Hätten Sie diese Brücke bauen können?“ Entscheidend ist das Werk. Das Werk, in dem Stücke des menschlichen Wesens Gestalt gewinnen und nun dinghaft außer dem Menschen existieren. Über ein solches Werk, die Brücke, soll die Natur entscheiden — der Föhn.

Damit ist das Problem des Verhältnisses von Natur, Mensch und Technik angeschnitten, das den Gegenstand des neuesten Werkes von Kolbenheyer darstellt: „Jagt ihn — ein Mensch!“, ein Schauspiel. Zweifellos das stärkste Bühnenwerk Kolbenheyers. Ingenieur Dr. Wengert hat eine Entdeckung gemacht: einen äußerst sparsamen Betriebsstoff, durch den die Produktionskosten um 50% verringert werden könnten. Die Astag (Allgemeine Stickstoff-Aktiengesellschaft), bei der Wengert beschäftigt ist, will die Erfindung an sich reißen. Sie macht dem Ingenieur die höchsten Versprechungen für den Fall, daß er seine Entdeckung der Gesellschaft zur Ausnützung überlasse. Sie droht ihm, wenn er es nicht tue, und sie intrigiert gegen ihn durch einen Kollegen, der denselben Stoff entdeckt zu haben vorgibt. Wengert steht auf dem Standpunkt, daß seine Entdeckung nicht in die Hand einer Gesellschaft und eines Konzerns gehöre. „Es ist nicht Mystik, nicht Schwärmerei, daß jede Leistung eines Menschen Allen gehört, denen sie zur Entfaltung ihres Menschentums und damit zur Lebenshilfe der ganzen Menschheit werden kann.“ Und erst recht eine solche Entdeckung. Sie würde zur Farce, wenn sie in der Hand einer Interessengruppe bliebe und einseitig ausgenützt würde. Und sie würde zum Segen der Menschheit, wenn sie von Allen verstanden und verwaltet würde:

Hätte ich eine Entdeckung gemacht wie hundert Andere, die einen hübschen Marktwert bieten, wir würden in keinem Widerspruch stehen. Aber ich habe eine Kraft aufgeschlossen, die Keinem vorbehalten werden darf, denn sie bedeutet eine Wende im Anpassungskampf des Menschen an die Natur, ist ein Schicksal, das nicht einer Gruppe von Geldleuten, auch nicht einem Volke oder einem Kontingent zusteht, wenn nicht Unheil werden soll. ... Hier steht das Leben vor Entwicklungsmöglichkeiten, die unübersehbar sind. Die müssen erst zur Auswirkung gelangen, wenn sie Grundlagen für die Wirtschaft bieten sollen. Was da gefunden ist, muß also dem Leben preisgegeben werden. Das Leben allein kann sich diesem Schicksal förderlich anpassen, Einzelinteressen würden Pfuschwerk schaffen und Unheil stiften, das erst wieder behoben werden müßte. ...

Das sind gewichtige Worte zu dem Problem von Technik und Leben, Naturkraft und Mensch; wir möchten sie unterstreichen; sie sollen nicht beim einmaligen Hören im Theater untergehen. Dr. Wengert hat die Demut des Genius. Er fühlt, daß er Werkzeug einer größeren Macht ist. „Ich bin nicht mehr als Träger des Zufalls“ sagt er. Zufall darf hier in dem tieferen Wortsinn genommen werden. Er spürt, daß ihm Etwas zugefallen ist, was er nicht mit eigener menschlicher Kraft, mit dem Grübeln seines Hirnverstandes und dem Experimentieren seiner Hände hätte schaffen können. Damit ist er mit seinem ganzen Wesen und Leben sozusagen in eine höhere Sphäre gerückt. Er ist, wie seine Frau glaubt, mit dieser Leistung einem höheren Schicksal anheimgestellt, an das wir nicht rühren sollen. Damit mündet die Betrachtung ins Religiöse. Aber für solche Gedanken ist die Welt nicht reif. Kann man derartige Überzeugungen den Wirtschaftsmagnaten, den Leitern, Aufsichtsräten und Juristen eines Konzerns nahebringen? Hier gilt ja nur der Nutzen, der Vorteil, der Profit, die Übertrumpfung der Konkurrenz. Nur ein Herr des Direktoriums zeigt für ihn Verständnis. Die anderen sagen ihm Kampf an. Aber wird Wengert vielleicht die Arbeiterschaft für seine Ideen gewinnen? Auch sie denkt egoistisch, nur in anderer Weise. Sie befürchtet, daß durch die Verwendung des neuen Betriebsstoffes Arbeitslosigkeit entstehe. Sie will nichts davon wissen, daß die Not der Übergangszeit getragen werden müsse. Wollen die Oberen die neue Entdeckung an sich reißen, so wollen die Unteren sie vernichten. Die Arbeiter stürmen das Haus Wengerts, schlagen auf die Maschine

*) Die Werke Kolbenheyers erschienen im Verlag Georg Müller, München.

los und bringen sie zur Explosion; Wengerts Frau fällt dabei nieder und gibt kein Lebenszeichen mehr. Über sie gebeugt, bricht Wengert in die Knie und ruft verzweifelt „Menschen! ... Menschen!" Ein Aufschrei ist das Drama. Ein Schrei um den Menschen. Solange nicht Menschen werden, ist Natur eine Feindin und Technik ein Fluch.

2

Ernst Toller, der in „Hoppla, wir leben" unserer Zeit ihre Fratze entgegengehalten hatte, schuf ein historisches Schauspiel: „Feuer aus den Kesseln"*).

Toller will hier bewußt und absichtlich Geschichte geben. Den Flottenaufstand der kaiserlichen Marine, seine Ursachen und Zusammenhänge will er historisch getreu darstellen. Zwar hat er Schauplätze verändert, Ereignisse zeitlich verlegt, Personen erfunden. Aber alle dargestellten Vorgänge entsprechen, wie Toller behauptet, der geschichtlichen Tatsächlichkeit. Darüber wird der Historiker zu befinden haben. Die zahlreichen Dokumente, die der Buchausgabe des Dramas beigegeben sind, lassen erkennen, daß Toller nicht ohne reale Unterlagen gearbeitet, ja viele Aussprüche wortwörtlich gebracht hat. Was er darauf aufbaut, ist Tendenz. Nach dieser Tendenz ist jedes Wort im Drama zugestutzt. Die Gesamthaltung geht etwa aus dem Lied hervor:

Wir kämpfen nicht fürs Vaterland,
wir kämpfen nicht für Gott,
wir kämpfen für das reiche Pack,
wir Armen gehn kapott.

Doch ist zuzugeben, daß die Hauptpersonen nicht nur von Unzufriedenheit, Rachsucht usw. erfüllt sind, sondern aus tieferen Beweggründen heraus handeln. Besonders die beiden Matrosen Köbis und Reichpietsch, die ja seinerzeit erschossen wurden und deren Andenken das Buch gewidmet ist: „Der die Pfade bereitet, stirbt an der Schwelle, doch es neigt sich vor ihm in Ehrfurcht der Tod." Das Gespräch des Pfarrers mit dem zum Tode Verurteilten dürfte manche Leser noch interessieren:

Pfarrer: „Ich komme, ehe es zu spät ist. Geben Sie Ihren verbohrten Trotz auf, gehen Sie in sich. Bekennen Sie: Ich habe gesündigt. Bitten Sie um Gnade, vielleicht hilft Ihnen der Allmächtige in letzter Stunde."

Köbis: „Sparen Sie sich Ihre Worte. Ich werde nicht um Gnade bitten."

Pfarrer: „Sie verstockter Mensch."

Köbis: „Glauben Sie, daß es mir Spaß macht zu sterben? Ich sterbe nicht gern so jung, wahrhaftig nicht."

Pfarrer: „Na also. ..."

Köbis: „Was heißt hier Na also? Das ganze Volk will den Frieden. Ich habe aufgemuckt, darum sterbe ich. Es werden noch mehr folgen."

Pfarrer: „Sie waren Ihren Eltern ein guter Sohn. ... Haben Sie die Unglücklichen vergessen?"

Köbis: „Weiß der Kuckuck, denen hätte ich gern noch einmal die Hand gedrückt. ..."

Pfarrer: „Köbis, ich meine es wirklich gut mit Ihnen."

Köbis: „Das kenn ich. Das hat der Kriegsgerichtsrat gesagt, dann der Richter, jetzt sagt es der Pfarrer, und auf dem Richtplatz wird der Henker sagen: Ich meine es wirklich gut mit Ihnen ... Verfluchte Heuchelei!"

Pfarrer: „Köbis! Sie sind nicht zu retten. ..."

Reichpietsch ist übrigens ein apostolischer Christ, der an Gott und Jenseits glaubt und gerade deshalb zu den Radikalen ging.

3

Ein Gegenstück zu dieser politischen Tendenzkunst, deren Berechtigung wir übrigens keineswegs bestreiten, ist die reine Höhenlage und Erhabenheit des Dramas von Reinhard Goering: „Die Südpolexpedition des Kapitäns Scott"**). Göring schildert zumeist Menschen, die vor dem sicheren Tod stehen und zu diesem Schicksal innerlich Stellung nehmen. In der „Seeschlacht" waren es Matrosen, die im Panzerturm eines Kriegsschiffes ruhig und unruhig, gläubig und gottlos, tapfer und feig, sich ergebend und sich aufbäumend dem sicheren Tod entgegengehen. In dem neuesten Drama Goerings sind es tapfere Engländer, die nach unendlichen Anstrengungen den Südpol erreichen, dort bemerken, daß ihnen Amundsen zuvorgekommen ist, und auf dem Rückmarsch unter den ärgsten Qualen umkommen.

Eine Weihe liegt über dem Ganzen, ehrfurchtgebietend wie die Regionen des ewigen Eises. Wahrhaft ein hohes Lied edler Tugenden. Sicher bestimmt die Männer auch Abenteuerlust und Ehrgeiz zu ihrem Unternehmen; aber stärker noch trieb sie die Liebe zum Vaterland: die englische Flagge auf dem Südpol! Einer übertrifft den Anderen an Hingabe, Tapferkeit und Opfersinn. Einen Teilnehmer, Oates, dessen Zustand hoffnungslos ist, schleppen sie lange mit und erschweren und verzögern dadurch ihren Weg. Als aber Oates selbst erfährt, wie sein Zustand ist, geht er freiwillig in den Tod, Gott bittend, die Freunde zu retten. Der Chor, der in unnachahmlich feierlicher Weise die Geschehnisse begleitet, sagt:

Nicht Grabstein und nicht Hügel erwirbt sich Oates. In namenlosen Schnee ist er gebettet. Unfindbar in das ewig weiße Schweigen. Das Schicksal nahm ihm Kraft und junges Leben, doch Liebe und Ehre wahrt er bis zuletzt. In weiße, weite Decke hüllt sich Oates. In Ewigkeit entrückt ist nun das Opfer.

Ebenso kameradschaftlich und würdig erweisen sich die Anderen. Den sicheren Tod vor Augen wünschen sie nur, dem Vaterland ein gutes Beispiel gegeben zu haben. So edel ihre Gesinnung, so grausam ist das Schicksal. Die Männer glauben an Gott und rufen ihn an:

O Gott! Kannst du das hören und sehen ohne Mitleid! Wenn unser grauenvolles Sterben dich rührt; wenn solcher Wille vor dir nicht Frevel ist; wenn Liebe zu der Heimat und Ehrgeiz für sein Volk nicht Sünde ist; wenn alle Tugend, an die wir glauben und um die wir uns bemühen, nicht todwürdiges Verbrechen ist, laß es genug sein! Hemme jetzt die Gewalt, durch die wir untergehen.

Gott hört nicht. Es gibt keinen Gott — kann man wohl im Sinne Goerings sagen. Das Schicksal waltet blind und sinnlos. Trotzdem edel zu sein: ist groß. Aber es ist, auf das Geschehen der Welt gesehen, aussichtslos. Das Schicksal trifft, wahllos, und es fragt nicht nach Gut und Böse. Einen umfassenden Lebenssinn gibt es nicht. Sinnvoll sind nur die kleinen Gestaltungen, die sich durch große, gute Menschen erheben — gleich vorübergehend auftauchenden Inseln im chaotischen Meer. Die Luft eines schroffen Idealismus weht aus dem Drama — wie der scharfe Wind über den dunkeln Eiswüsten.

Goering ist ein Neuklassiker; seine Dramen wollen Grauen und Begeisterung wecken; das vermögen sie wohl.

Auffallend ist es, daß in der „Südpolexpedition" die „Liebe" gar keine Rolle spielt.

4

Die Erotik oder gar die Sexualität herrscht überhaupt durchaus nicht so vor, wie in früheren Jahren. Ein Dichter der Liebe im triebhaften Sinn bleibt Leonhard Frank. In „Karl und Anna" hatte er gezeigt, wie die Frau sich dem Manne hingeben muß, der sie sinnlich erfüllt und befriedigt, in diesem Fall die Frau des Kriegsgefangenen dem vorher zurückgekehrten Freund ihres Mannes. Das Thema von „Karl und Anna" nimmt das neueste Schauspiel „Hufnägel" (1930) wieder auf*).

„Der Mann", jenem Kriegsgefangenen entsprechend, ist ein Autoschlosser, der an einsamer Landstraße seine Reparaturwerkstätte aufgeschlagen hat. Er liebt seine Frau innig; er hat auf sie gewartet, bis sie herangewachsen war, für sie gespart, bis er ihr ein Heim bieten konnte, und, als das Geschäft schlecht ging, Hufnägel auf die Landstraße gestreut, um Reparaturen von Autoreifen zu bekommen — nur, um sie nicht zu verlieren. Seine Frau liebt ihn nicht. Er zieht sie sexuell nicht an. Sie bleibt

*) Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
**) Propyläenverlag, Berlin.
*) Inselverlag, Leipzig.

immer unbeteiligt wie ein Stück Holz, wenn er sich ihr nähert. Dagegen wird sie sofort weich oder wild, wenn Andere sie anfassen, und sie hintergeht ihren Mann mit einem nach dem anderen. ... Der Mann gesteht seiner Frau, daß er um ihretwillen Hufnägel gestreut habe, das Unrecht aber nicht weiter fortsetzen wolle. Sie zeigt daraufhin nur das eine Interesse, daß er Anwesen und Inventar ihr überschreibe, damit sie gesichert sei, wenn sein Verbrechen herauskomme. Da geschieht noch ein Unglück durch einen Hufnagel! Ein Auto überschlägt sich, ein Kind kommt dabei um, und dessen Mutter wird irrsinnig. Der Mann ist innerlich gebrochen und will sich selbst anzeigen. Die Frau rät ihm dazu und verspricht ihm, damit er es ja tue, auf ihn zu warten. In Wirklichkeit will sie, wenn sie ihn los ist, mit dem Chauffeur jenes Autos, in den sie sich verliebt hat, Geschäft und Leben führen. Ihr Mann überrascht sie mit dem Chauffeur. Er schlägt den Chauffeur nieder und wirft ihn hinaus. Die Frau ist fasziniert; seine kraftvolle Wildheit beeindruckt sie, und sie gewinnt ihn nun lieb. Aber auch der Mann schlägt um — nach der anderen Seite. Seine Liebe ist ihm aus dem Herzen gerissen. Es ist wie eine Operation. Einige Tage unmenschliche Schmerzen — dann ist er ruhig und kühl. Es geht ihm jetzt nur darum, daß er der Bestrafung entrinnt. Wenn seine Frau dem Beamten, der seinem Vergehen auf der Spur ist, zu Willen ist, wird dieser ihn nicht anzeigen. Hat sie ihn so oft betrogen und sich anderen Männern hingegeben, so soll sie es nun einmal zu seinem Nutzen tun! Sie weigert sich. Sie ist zu allem bereit und kann jetzt für ihn sterben. Aber mit ihrem Körper will sie keinem Anderen mehr gehören. Der Mann verkauft sein Geschäft und geht auf die Flucht. Jetzt gibt sich die Frau dem gerade kommenden Beamten doch hin, damit dieser die Verfolgung ihres Mannes nicht aufnimmt. Da kehrt der Mann zurück, um seiner Frau noch einen Teil des erlösten Geldes zu geben — und begreift, was sie für ihn getan. Es erwacht in ihm neu die Liebe. Er will sie mitnehmen und mit ihr fliehen. Sie kann das Glück kaum fassen. ... Der Beamte hält es für zu gefährlich, die Beiden verfolgen zu lassen, und läßt sie laufen.

Ob die zweite Wandlung des Mannes psychologisch begreiflich genug gemacht ist, wollen wir nicht fragen. Jedenfalls ist wie in „Karl und Anna" das Entscheidende der Trieb. Doch ist der Trieb diesmal nicht ganz ohne seelische Wurzel. Insofern sind die „Hufnägel" ein Fortschritt. Die Frau gewinnt den Mann lieb, als sie vor ihm Respekt bekommt, und als sie sich nachher finden, spielt das Erotische in ihrer Umarmung „nur die Rolle, die ihm bei einer echten Liebe zukommt", wie die Bühnenanweisung sagt, — während bei den anderen Liebschaften der Frau das Sexuelle allein herrschte. Dieses Derb-Sexuelle wird allerdings von Frank in einer solchen Weise dargestellt, daß man annehmen muß, er habe daran Gefallen oder wolle das Gefallen des Publikums damit erwecken; wir wüßten nicht, was die wiederholt vorkommenden Zoten für einen Zweck haben sollen. So ist es auch kein Wunder, daß der erneut gewandelte Mann nicht wieder zu seinem Schuldbewußtsein zurückkehrt, sondern vergnügt ausreißt.

5

Das neue Schauspiel von Georg Kaiser „Mississippi" bedeutet eine Überraschung*). Die zahlreichen Dramen Kaisers, so geschickt und wirksam sie zum Teil waren, erschienen doch alle hirnhaft ersonnen und erklügelt; keineswegs aus dem Rausch des Herzens heraus geboren. Einen ganz anderen Eindruck hat man bei „Mississippi", und es ist ein gutes Zeichen, daß das Stück, an vielen deutschen Bühnen gleichzeitig aufgeführt, beim Publikum Beifall fand. Kaiser zeigt sich hier als ein völlig Anderer. Er hat wohl auch eingesehen, daß Revuen wie die „Zwei Kravatten" zu schreiben eines Dichters unwürdig ist.

Es entspricht der neuen Sachlichkeit, daß wie in „Feuer aus den Kesseln" und der „Südpolexpedition des Kapitäns Scott" ein geschichtliches Ereignis der jüngsten Vergangenheit zu Grunde gelegt und tatsachengetreu dargestellt ist. Die Stadt New-Orleans am Mississippi ist durch Hochwasser schwer gefährdet. Es gibt keinen anderen Ausweg, als daß oberhalb der Stadt der Damm gebrochen und ein weites Gelände überflutet wird. Der Regierung, die das ausführen will, widersetzt sich eine sektiererische Gemeinschaft, die auf jenem Gelände sitzt. Diese Leute haben bisher schon aus religiösen, im Gebet gewonnenen und durch Not genährten Kräften den Materialismus und Mammonismus der Großstadt bekämpft, und zwar auch ganz praktisch, indem sie nur das für das eigene kärgliche Dasein Notwendige auf ihren Äckern bauten und damit eine Art Produktionssabotage gegen die Stadt trieben. Die Gesinnung der Gemeinde wird aus dem Lied deutlich:

Er hat für die Großen der Erde noch einen geduldigen Spott,
er wird sie bald alle verderben, er ist der allmächtige Gott.
Halleluja.
Er schafft sich sein Werkzeug mit Weile bei Brüdern der niedersten Not,
er will die Herrscher vernichten, er ist der allmächtige Gott.
Halleluja.
Ihr Brüder auf dürftiger Erde, ihr speist schon das ärmste Brot,
noch müßt ihr ärmer entbehren, dann rüstet euch mächtiger Gott.
Halleluja.
Er hat uns den Sieg verheißen, vollenden wir seinen Plan,
er zieht uns von Himmel und Erde beizeiten die Hilfe heran.
Halleluja.

In dem drohenden Unheil sehen sie die Bestätigung ihrer Ideen und ein Gottesgericht über die Stadt. Das sagen sie nun allerdings nicht, sondern schützen Anhänglichkeit an die Scholle als Motiv ihres Widerstandes vor. Ihre wahre Gesinnung verrät aber Doris, die Frau des Führers Noel Kehoe, die sich aus der Gemeinschaft entfernt hat, weil sie nicht freiwillig arm sein wollte. Die Gemeinde wird abtransportiert und der Damm gebrochen. Der Führer Kehoe entkommt und geht von jenem gewaltlosen Widerstand zu einem gewaltsamen über: er macht einen Anschlag auf einen Sprengposten und wird dabei verwundet. Mit seiner zu ihm und zu seinem Gott zurückgekehrten Frau läßt er sich von den heranströmenden Wassern des Mississippi, vom fließenden Arm Gottes, überfluten — doch irgendwie ein innerer Sieger. Denn „Wo Gott ist, da ist Sieg". Aber das Problem wird durch einen solchen kinoartigen Schluß nicht weitergeführt, geschweige denn gelöst.

Kaisers Neigung ist zweifellos auf der Seite der religiösen Gemeinde, und sein Herz ist mehr dabei als in sonst irgendeinem seiner Stücke. Aber gerade deshalb beantwortet er in „Mississippi" keine Frage und löst kein Problem. Auch nicht das Problem, das durch das Wort von Doris angerührt ist: „Muß gestorben sein, so soll die Flut mir den letzten Fluch aus dem Munde spielen — auf diesen Gott, der Menschen mordet, um Menschen zu retten." Und das Problem, das Kehoe selbst am Schluß empfindet:

Wo ist Gott — ? — — Ist etwas mit Gott geschehn —? — — Haben sie Gott in die Luft gesprengt? — Des Menschen Zorn reicht nicht an Gottes Zorn. Er wird zum Missetäter, wenn er mit seinen Mitteln nach Vergeltung trachtet.

6

In wahrstem Sinn ein Spiegel unserer Zeit ist „Phaea" von Unruh. Dieses Drama führt dorthin, wo man wirklich ein gut Stück moderner Art kennen lernen kann, in die Filmwelt.

Phaea ist nämlich nicht der Name einer antiken Frauengestalt, sondern bedeutet „Photographische akustische Ex-

*) Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

perimental-Aktiengesellschaft": eine Tonfilmunternehmung. Das Stück beginnt in einer Animierbar. Zoten werden gerissen, Sekt getrunken, Tänzerinnen, „nur mit Dauerwelle" bekleidet, sorgen für Unterhaltung, so daß selbst „Vegetarier" in 30 Sekunden verführt werden sollen, und der „westöstliche Diwan" des Séparés lockt. Ein Prinz und seine Offiziere, die sich hier austoben, verleiten den Conférencier, der für entsprechende Bezahlung zu allem zu haben ist, dazu, einen ihrer Gegner zu ermorden: Fememord. Mitten in den aufregenden Vorgängen wird der Prinz ohnmächtig. Ein Filmatelier wird sichtbar, und (ein geschickter Bühnentrick!) der Zuschauer merkt erst jetzt, daß das Bisherige die Aufnahme eines Films war. Die Ohnmacht des Prinzen gehörte nicht „dazu"; den Darsteller, einen heruntergekommenen russischen Prinzen, hatten grausige Erinnerungen aus Petersburg erfaßt. Nun entsteht eine Pause in der Aufnahme. Da zeigen sich die Schauspieler in ihrem Wesen, das ihren Rollen zum Teil auffallend ähnlich ist. Da zeigt sich aber auch die Regie, die Leitung. Sie will aus den Darstellern das Äußerste herauspressen. Ein Schrei wird ein Dutzend mal geübt, und schließlich wird ein Tiger hereingeführt, um einen „echten" Angstschrei hervorzurufen, — nicht ohne vorherige Anweisung an die Kurbler, ruhig weiter zu drehen, falls es ein wirkliches Unglück gäbe. Am schlimmsten ergeht es Uhle, dem Schriftsteller, der das Manuskript zum Film schrieb — aus wirtschaftlicher Not heraus und in der Hoffnung, durch den Film vielen Menschen eine Predigt halten zu können. Es wird dauernd verändert und gestrichen; das „Wort" gilt überhaupt nichts im „Tonfilm". Der Filmstar Mia Morella wird durch Toni, ein Mädchen aus dem Volk, „die süße Kleine aus dem Eldorado", ersetzt. Denn das ist das Bestreben des Präsidenten der Filmgesellschaft, Samuel Morris: möglichst viel wirkliches Leben in seinen Filmen zu geben. Deshalb zieht er Dilettanten den „abgekämpften, abgekitzelten, dageweseneu" Fachleuten vor. Deshalb versucht er, wirkliche Erlebnisse und Konflikte bei seinen Darstellern zu erzeugen. So bemüht er sich, Toni mit jenem russischen Prinzen Orloff zu verheiraten, obwohl dieser eine Frau hat, und er feiert seinen Triumph, als Uhle einwilligt, daß eine intime Szene mit der ihn verehrenden Toni ohne deren Wissen aufgenommen wird. Uhle willigt in diese „Prostitution" ein gegen das Versprechen, daß er die ihm gestrichene lange Rede im Tonfilm halten darf. Er wird aber als „Pazifist" bei der weiteren Aufnahme des Films, in dem er mitspielt, derart von den nationalistischen Offizieren gequält, daß ihm, zur Freude des Präsidenten, wirkliche Tränen entrollen, und daß ihm das Wort in der Kehle stecken bleibt, als er mit seiner Rede „dran" ist. Hat Morris nun das „Leben" erwischt im Film? Uhle sagt ihm, er erwische das Leben nie, er schieße es mit den Apparaten tot; der Weg zum Leben führte nur durch uns selbst hindurch. Morris: „Nein!" Der Weg zum Leben führt durch die Dunkelkammer. Das Leben, um das es sich hier handelt, kennen wir aus Unruhs früheren Werken: es ist das Ausleben der Triebe.

Ich will es glücklich machen — dieses Ladenmädchen, den Greis, das Dienstmädchen dort, die anständigen Frauen und die unanständigen Frauen. ... Wie oft, glauben Sie, kann sich dieser bebrillte Professor verlieben? Vielleicht bei seiner Hochzeit — aber dann kommen doch gleich Kinder, Masern, Wäsche, Einmachgläser. ... Bei mir, vor der Leinwand, da darf er sich hundertmal verlieben in die schönsten Menschen der Welt ... und Keiner sieht es ..., deshalb verdunkle ich den Zuschauerraum.... Bei mir darf dieser kleine, ehrliche Prokurist endlich betrügen, defraudieren, stehlen. — Die Zahlen werden wirklich ... er sieht sich als Verschwender auf der Leinwand. ... Bei mir darf man morden, huren, tanzen. ... Und sogar mit Harmoniumbegleitung!

Der Film — ein Ersatz fürs Leben. Weil kein Leben da ist, muß Film sein. Aber auch: weil kein Leben da ist, fällt es so schwer, einen lebensvollen Film herzustellen. Daher die brutale Skrupellosigkeit des Präsidenten, um nur echtes Leben auf den Film zu bringen. Daher seine unbändige Freude, als er solches Leben eingefangen hat. Toni und Uhle sind die Lebendigen, unter Larven die einzig fühlenden Brüste. Toni triebhaft-animalisch, aber echt. Uhle geistig-idealistisch. Unruh erkennt in „Phaea" zweifellos beide Arten von Leben an. Man geht fehl, wenn man in Uhle eine Idealgestalt des Dichters, die völlige Verkörperung seiner Ideen sieht. Uhle gibt zweifellos Vieles von der Botschaft Unruhs: zumal den Hinweis auf das Kriegserleben, das nicht umsonst gewesen sein dürfe, und die Verkündigung von dem weltenschaffenden Wert des Wortes, das aber nicht nur die Filmregisseure, sondern die meisten Menschen ausgehöhlt, entwürdigt, zum Requisit gemacht haben. Aber anderseits ist Uhle zuweilen so lächerlich gemacht, daß man schon daraus entnehmen kann, daß der Dichter nicht auf seiner Seite steht. Mit pathetischem Ethos erklärt er alles Geschlechtliche für Hurerei; eigentlich müsse die Entstehung des Menschen geändert werden! Und dann verfällt er selbst der „Liebe", aber er zieht daraus nicht die Folgerungen und entwindet sich wieder seinem Erleben. Ein zwiegespaltener, unklarer Mensch. Immerhin ist die Gestalt Uhles ein Beweis dafür, daß Unruh den Sinn des Lebens nicht mehr allein im triebhaften Eros sucht. Auch von der Person Orloffs ist Manches dem Dichter selbst ureigen. Vor allem das Grauen vor der Welt, wie sie jetzt geworden ist:

Wir sehen bis nach Amerika, wir hören, was die Luft brüllt, bei Tag, bei Nacht, Lärm, nur Lärm! Mit einem Draht fängt man den Unsinn auf, den Menschen in der ganzen Welt machen. Ach, es gibt keine Stille mehr.

Aber der versoffene Prinz ist gewiß keine Idealfigur, und wenn er von Gott oder vom Sakrament der Ehe spricht, wirkt er ebenso lächerlich, als wenn Krah, der „Zweiminutenerotiker", Gott dankt:

Gott! bist du süß! Toni, ich bin direkt gläubig geworden! Weißt du, daß da oben über uns einer ist, der alles sieht, alles hört, und wenn er will — dann öffnet er seine Schleusen und läßt Gold prasseln. In heiliger Valuta! Weltvaluta! Sankt Dollar!

An den alten Gott glaubt, außer Orloff, Niemand in dem Stück. Und der neue Gott ist nicht gezeigt. Wird ihn Unruh noch zeigen? Ist er dazu noch jung und lebendig genug, er, der fünfundvierzigjährige Dichter des jugendlichen Eros? Oder hat Morris recht, der über eine halb so alte Person die Achsel zuckt: „Dreiundzwanzig? Über zwanzig beginnt im Film der Todeskampf — im Vergrößerungsglas der Linse verkürzt sich das Leben. ..."

7

Wie in Unruhs „Phaea" ist es auch in Burtes „Kristus vor Gericht" auf eine Kritik unserer Zeit abgesehen*).

Die Ideen über den „reinen Krist", die der Kenner Burtes dem Titel nach vermuten könnte, sind hier nicht zu finden, und das ist nur ein Vorzug. Der Schwerpunkt des Dramas liegt in den Menschen, die Christus mißverstehen, ablehnen und verurteilen. Moderne Materialisten und Rationalisten sind es, die Burte glossiert. Der Staatsanwalt trägt als Fall 4 der Tagesordnung die öffentliche Anklage gegen den „sogenannten Propheten Jesus von Nazareth, ohne Beruf, ohne Wohnsitz, ohne Mittel" vor: wegen Entweihung des gesetzlichen Feiertages, Übertretung des Schankgesetzes und der Bäckereiverordnung, Weinpantscherei, Feldfrevel, Kurpfuscherei, Hausfriedensbruch, Erregung öffentlichen Ärgernisses, Beleidigung einer öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaft, Amtsanmaßung, Bettel, Landstreicherei, Zuhälterei, unlauteren Wettbewerbs. Im Zusammenhang mit der allgemeinen politischen und religiösen Bedeutung des Falles hat das Gericht die Berufung eines seelenkundigen Sachverständigen, des weltberühmten Gelehrten von der hohen Schule des Landes, Herrn Geheimrat Barkahn, beschlos-

*) H. Haessel Verlag, Leipzig.

sen. Dieser erklärt die von Jesus ausgegangene Bewegung für Prophetopsychose, für Heilswahn und bezeichnet als die grundlegenden oder vielmehr grundentziehenden Züge Jesu: die Verachtung der Familie, des Eigentums und der Arbeit und eine ausschweifende Enthaltsamkeit, eine Maßlosigkeit in Bezug auf die Askese. Die Anhänger Jesu berichten als Zeugen von seinen großen und guten Taten, die Gegner (z. B. der Wirt von Kana, der Geldwechsler Nathan, dem er den Tisch umgestoßen, und der Schweinezüchter Asser, dessen Tiere er in den See getrieben) schildern, wie sie von ihm geschädigt wurden. Jesus selbst hat man im Gang stehen lassen, damit er die Zeugen nicht beeinflusse; aber es geht ein Licht von ihm aus, das bis in den Saal dringt, und er treibt draußen der Magdalena die Dämonen aus. Als er hereingeführt und vernommen werden soll, verschwindet er, über die Wächter einfach hinwegschreitend. Ein merkwürdiger Zug. Ebenso merkwürdig seine das Verschwinden erklärenden Worte, von denen wir hören (er tritt in dem Drama nicht selbst auf): „Zum höchsten Richter — zum Vater — zu mir selber — zum letzten Gericht!" Ganz ähnlich hat sich Krist schon ausgedrückt, als er einen Verteidiger ablehnte: „Für mich werden eintreten die Gerechten, die Getauften, die Geheilten, die Engel des Himmels und der Schöpfer, mein Vater!" Das geht am geschichtlichen Jesus vorbei. Damit hängt es vielleicht zusammen, daß die naturhaften Wunder Jesu wie die Verwandlung von Wasser in Wein, das Hineintreiben der Dämonen in Säue, die Speisung der Viertausend und der Fischzug des Petrus eine beherrschende Rolle spielen und in dem Einfluß Jesu auf die Menschen das irrational-suggestive Moment besonders herausgehoben wird. Die Verkündigung Jesu, der geistige Inhalt seiner Botschaft kommt zu kurz. Eigenartig und fein ist die Auffassung von Judas. Der Sachverständige doziert seine Anschauung über normale und unnormale Menschen und greift aus den Anwesenden den Judas — nur auf den Eindruck hin, nicht ahnend, daß es ein Jünger Jesu ist — als Beispiel eines normalen Menschen heraus. Judas ist darüber gar nicht entzückt und empfängt hier den ersten Antrieb zu seinem Verrat:

Unzulänglich, ich? Weder die Seele, noch die Aura, noch den Rhythmus der Jünger? — Unzureichender Stoff, mangelhaft, ein Stiefsohn der Natur? Aber normal! Ah, nichts als normal sein, das ist verdammt wenig! Ausgeschlossen vom Ring der Erwählten — ich? Dann sprenge ich ihn!

Gerne entbehren würde man die Äußerung des Gerichtsdieners: „Man wird nicht mehr Meister da draußen! Die Magdalena und Samariterin kommen sich in die Haare um einen Blick des Propheten; die Ruth sagt, sie lasse den Sohn Gottes nicht mir, der Andern, allein." Wird mancher Theaterbesucher merken, daß er, wenn heute ein Jesus aufträte, eben so urteilen würde wie der Staatsanwalt?

Meine Herren Richter! Wir haben in dem Fall des Propheten Jesus von Nazareth eine typische Erscheinung unserer verwirrten Zeit vor uns. Wirtschaftliche Sorge, religiöser Wahn, Trauer über das Schicksal des Volkes, die Hoffnung auf eine glorreiche Zukunft, das maßlose Selbstbewußtsein eines begabten, aber ungebildeten Sohnes des Volkes mischen sich zu einem blendenden, aber trügerischem Bilde. Von ihrem Wunschbilde geblendet, halten diese an sich selbst berauschten Propheten alle Träger politischer, geistlicher und wirtschaftlicher Macht für böse und ihre eigene Nullheit für Güte. Der Glaube an die rechtmäßige Obrigkeit wird erschüttert: Kaiser, König, Hohepriester, Landpfleger und Hoher Rat sind in Frage gestellt. Ein Reich Gottes wird gepredigt, ein Traumstaat, von dem man nur das Eine sicher weiß, daß er nicht von dieser Welt ist, also uns nichts angeht. So größenwahnsinnig diese Forderungen an Andere zur Verwirklichung der eigenen Wünsche sind, so kleinlich, nichtswürdig und winkelzügig sind die Mittel. Ich greife nicht das religiöse Ziel des sogenannten Propheten an, sondern seine Mittel und Wege! Sie verstoßen gegen das im Land geltende Gesetz!

Mehr als Lyrik und Epos zeigt das Drama das Gesicht unserer Zeit.

Heidelberg Wilhelm Knevels

Bücher und Schriften

Theologie und Politik bei A. F. C. Vilmar. Von Martha Wollenweber. Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, herausgegeben von Paul Althaus, Karl Barth und Karl Heim, 3. Reihe, Bd. 1. München, Chr. Kaiser Verlag 1930. 241 S. Subskr. 6, einzeln 7.80 M.

Von zwei Seiten aus beginnt die Gegenwart wieder Zugang zu Vilmar zu gewinnen. Sein Realismus, der die „Tatsache" der geschichtlichen Offenbarung als eine Gegebenheit hinnimmt und von da aus die Notwendigkeit christlicher Lehre und christlicher Kirche neu versteht, liegt, eben weil er von ihm geschichtlich begründet wird, der gegenwärtigen Theologie jedenfalls näher als der Realismus der Biblizisten des 19. Jahrhunderts — etwa eines Joh. Tob. Beck —, die in der Nachfolge Bengels und Oetingers die Wirklichkeit der Offenbarung als eine Art höherer Natur zu verstehen suchten und die Geschichte ausschließlich auf die biblische Heils- und Endgeschichte beschränkten. Und indem Vilmar keinen Unterschied zwischen Heils- und Profangeschichte machte, hat er zugleich Grundsätze für eine christliche Politik geschaffen, die heute, wo die Frage der politischen Neuorientierung innerhalb der evangelischen Christenheit als brennend empfunden wird, zum mindesten Beachtung verdienen. Theologisches und politisches Interesse vereinigen sich heute, um die Beschäftigung mit dem Führer der hessischen Restauration in Kirche und Staat lohnend zu machen. Jedenfalls ist die Zeit vorüber, wo die zünftige Wissenschaft mit geringschätzigem Spott an ihm vorübergehen konnte und höchstens die Literarhistoriker seine Literaturgeschichte gelten ließen. Es gibt wohl um die Jahrhundertmitte kaum eine Persönlichkeit in Deutschland, die so vielseitig und lebendig mitten im geistigen und politischen Leben der Zeit dringestanden hat und an der man deshalb die Kräfte, die beides gestaltet haben, so deutlich und in so eigenwilliger Prägung wahrnehmen könnte.

Wer einen Zugang zu der theologischen und politischen Gedankenwelt des eigenartigen Mannes sucht, und wem das biographische Detail der zweibändigen Vilmarbiographie von Wilhelm Hopf (1913) zu bunt und vielseitig ist, der findet in Wollenwebers Schrift, die unter den Anregungen von Karl Barth als Münstersche philologische Dissertation entstanden ist, einen besonnenen und zuverlässigen Führer. Sauber wird der theologisch-kirchliche Konservatismus Vilmars von dem politischen, bzw. politisch-kirchlichen des Kurfürsten und seiner Mitarbeiter, aber auch von dem späteren imperialistischen Bismarcks und seiner preußischen Gefolgsleute abgegrenzt. Indem so die theologische Wurzel von Vilmars politischem Handeln aufgezeigt wird, wird hier die Fehlerquelle, auch seiner Politik sichtbar: in Kirche und geistlichem Amt ist die göttliche Offenbarung verendlicht; um das göttliche Handeln möglichst direkt und anschaulich werden zu lassen, verfällt Vilmar der Gefahr voreiliger Verobjektivierungen. Und indem Kirche und geistliches Amt im politischen Kampfe nicht unangefochten dastehen, ist die Stellungnahme des Christen in diesem Kampfe eine religiös-theologische Notwendigkeit; er ergreift darin gleichsam Partei für die Realität der göttlichen Offenbarung, er sucht sie in ihm zu sichern. Damit hat Vilmar eine organische Verbindung zwischen Politik und Christentum vollzogen, d. h. aber, sein Konservatismus hängt mit jener Verendlichung der göttlichen Offenbarung zusammen. Die dagegen notwendige theologische Kritik, die zu Vilmars Lebzeiten indessen nicht eingesetzt hat, entzieht auch dem theologisch-kirchlichen Konservatismus des Politikers Vilmar die Grundlage. So bietet das Ergebnis der Wollenweberschen Arbeit eine Bestätigung der von der jungen Generation wieder mit besonderer Schärfe hervorgehobenen Tatsache, daß evangelisches Christentum an sich mit einem Konservatismus, mag er sich noch so kirchenfreudig gebärden, nichts zu tun hat, und daß alle religiös-weltanschaulichen Verbrämungen der politischen Machtkämpfe — objektiv, nicht immer auch subjektiv verstanden — armselige Masken sind. Je eher sie fallen, um so besser für Kirche und Volk.

Wenn solche Erkenntnis das Ergebnis einer erneuten Beschäftigung mit Vilmar ist, bei dem doch jener Konservatismus in edelster Form, weil wirklich aus einem frommen Herzen kommend, sich findet, dann kann man zu ihr nur Jeden einladen und das Wollenwebersche Buch empfehlen, das selber, wenn man es richtig liest, jenes Ergebnis enthält. Und man wird dabei den tiefsten Intentionen Vilmars gerecht. Er hat selber einer politischen Ausnutzung religiös-kirchlicher Schlagworte leidenschaftlich widerstanden. Daß sein theologisches Werk infolge seiner eigenen Fehler, auch von ihm selber, so mißbraucht worden ist, darin liegt die Tragik seines Lebens. Wilhelm Maurer

Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz. Von S. Singer. 208 S. Geb. 4 auch 5 M.

Jakob Burckhardt. Von Walter Rehm. 293 S. Geb. 5.60 M. — Beides Huber und Co., Frauenfeld und Leipzig.

Dem großen Werk „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" gehören diese beiden Bücher an als die Bände 66/67 und 68—70. Die Sammlung verflacht keinesfalls, indem sie größer wird: die beiden Bände sind in Stoff und Darbietung recht bedeutsam.

Wilhelm Schäfer spricht einmal davon, wie sich in der deutschen Schweiz durch ihre geographische Lage und andere besondere Verhältnisse das Deutschtümliche so besonders rein und urwüchsig erhalten habe — und wer dies einmal sehr eindringlich erleben will, der lese Professor Singers Buch von der mittelalterlichen Literatur. Von Notkers Sequenzen und dem Klosterspiel von Muri, von Hartmann von Aue und Konrad von Würzburg — von religiöser Dichtung (Lyrik, Legende, Drama) wie von weltlicher Lyrik, weltlicher erzählender Dichtung und Geschichtsschreibung ist die Rede; und manchmal ist dies Buch bei seinen vielen Proben in seiner Wirkung wahrhaft im besten geistigen Sinne erbaulich.

Walter Rehm war es nicht so um das äußere Leben Burckhardts zu tun als um sein wissenschaftliches Werk: „Die typenbildende und -gestaltende Geschichte des europäischen Menschen ... des europäischen Individualismus und der europäischen Kultur". Es handelt sich bei ihm um den geistigen und moralischen Raum „der abendländischen Humanität und Bildung". Die Kapitel über die geschichtsphilosophische Achse, die Renaissance als Urbild der modernen Kultur sind so wesentlich wie die über des Gelehrten Verhältnis zu Nietzsche, zur griechischen Welt und zur Kunst, zu der er am Abend seines Lebens zurückkehrte.

Erich Bockemühl

Leben und Wahrheiten des Geistersehers Swedenborg. Von Christian Hübscher. Bremen, Chr. Hübscher 1929. 86 S. 1.50 M.

Der Nachdruck dieser kleinen, lesenswerten Schrift liegt weniger im Biographischen, wo sie ein interessantes Urteil des schwedischen Grafen Hopken von 1772 über Swedenborgs Eindruck auf ihn beibringt, als in einer wertvollen Zusammenstellung und Vergleichung von Swedenborgs und Kants Ansichten über die Idealität von Raum und Zeit, sowie von Swedenborgs mystischer Naturphilosophie zur Erläuterung der biblischen Schöpfungsgeschichte. Swedenborg wird als Versöhner zwischen Glauben und Naturwissenschaft aufgefaßt.

Albert Mühlmeister

Furche-Almanach auf 1930. Ein Lesebuch. Berlin, Furche-Verlag 1930. 130 S. 1.80 M.

Dieser Band erhält einen bleibenden Wert durch eine von Frideborg Ehlers getroffene, mit Bildnis geschmückte Auswahl aus Claus Harms-Schriften und Predigten, in denen uns eine eigenwüchsige Verschmelzung norddeutschen Bauerntums mit evangelischer Gnadenfrommigkeit entgegentritt.

Albert Mühlmeister

Die Berliner Kirchenkonferenz von 1846. Ein Grundstein des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes. Von Hermann von Zeller. Stuttgart, Chr. Schaufele 1930. 84 S. 80 Pfg.

Sonderabdruck aus den Blättern für württembergische Kirchengeschichte. Aus bisher nicht veröffentlichten Akten wird insonderheit der Anteil des württembergischen Oberhofpredigers Grüneisen, des Königs von Württemberg und seiner Regierung am Zustandekommen der Berliner Kirchenkonferenz und damit auch des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes dargelegt. Als Zeitbild für die Jahre 1844 bis 1846 sehr interessant. Die Verhandlungen des Elberfelder Kirchentages sind nicht richtig zitiert; S. 153 in Band 1 gibt es nicht.

A Schowalter

Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der württembergischen Brüdergemeinden Korntal und Wilhelmsdorf. Von Dr. Theodor Steinele. Buchdruckerei Korntal 1929. 242 S. 5 M.

Das Buch will „einen Einblick in die ganze grundlegende Problematik dieser beiden Gemeinwesen geben und ihre soziologische Struktur und ihre allgemeine wirtschafts- und sozialpolitische Bedeutung herausstellen". Das geschieht in sehr klarer, konkret-anschaulicher Darstellung.

Aus dem Gegensatz gegen die in die Kirche eingedrungene „Aufklärung" entsteht 1819 Korntal und 1824 die Tochtergemeinde Wilhelmsdorf, beide von Anfang an nicht nur als Sondergemeinden rein religiöser Art gedacht, sondern zugleich als „christlich-soziale" Gemeinwesen mit „christlicher" Lebensordnung auf allen Gebieten. Es ging dabei nicht nur durch mancherlei schwierige Auseinandersetzungen mit Staat und Kirche, sondern auch durch schwere wirtschaftliche Krisen, deren Überwindung, wie der zähen Tatkraft und Glaubenstreue, so auch dem Verzicht auf manche „christliche" Anfangsforderung zu verdanken ist. Die Kolonie Wilhelmsdorf versuchte es mit dem „urchristlichen Liebeskommunismus" und kam dadurch an den Rand des Ruins. „Die Kolonisation ist gelungen, der Kommunismus gescheitert, obwohl, wenn irgendwo, so in Wilhelmsdorf die seelischen Bedingungen für Verwirklichung des Kommunismus günstig waren." Und so ist seit der Mitte des letzten Jahrhunderts Wilhelmsdorf im Wesentlichen nur noch durch seine kirchlichen Sonderrechte von andern Gemeinden unterschieden.

Korntal hat mehr von seiner sozialen Eigenart bis heute bewahren können. Das kommunistische Experiment hat man hier nicht mitgemacht; der Begründer Korntals, Hoffmann, wünschte zwar „sehnlichst" die urchristliche „Gütergemeinschaft", hielt sie aber für praktisch nicht durchführbar. So zeigt die von ihm entworfene Gemeindeordnung „in keinem Punkte auch nur die Tendenz zu sozialistischer oder gar kommunistischer Orientierung". Die geschichtliche Entwicklung hat dann noch manche Abstriche von dem ursprünglichen Programm gebracht; heute steht es so, daß durch die Zunahme der Zahl der „Nur-Gemeindeeinwohner", die also nicht zugleich Mitglieder der Brüdergemeinde sind, Korntal vor entscheidende Fragen gestellt ist. Es handelt sich dabei besonders um die „Güterkaufsgesellschaft", eine juristisch angesehen rein privatrechtliche Einrichtung, die aber ganz in den Gemeindeorganismus hineinverwachsen ist und tatsächlich die materielle Haupteristenzgrundlage der Gemeinde und die „Trägerin einer Fülle von kulturellen und sozial-wirtschaftlichen Unternehmungen und Einrichtungen" geworden ist. Diese Güterkaufsgesellschaft steht auf durchaus bodenreformerischem Fundament und entzieht den Grund und Boden dem freien Handel. Das hat der Gemeinde bis heute nur zum Vorteil gedient; aber es machen sich auch Bestrebungen zur Beseitigung dieser sozialen Gebundenheit des Bodenbesitzes bemerkbar. Hoffentlich ohne Erfolg.

Dr. Steinele meint: „Die Frage, ob das, was auf religiöser Grundlage in Korntal geschaffen wurde, auch anderswo möglich wäre, ist zu verneinen ... denn was Korntal geschaffen hat, ist nur auf religiöser Grundlage möglich." Das trifft gewiß auf manche Einrichtungen Korntals zu. Aber soll das auch für die Bodenreform und ihre praktische Anwendung gelten? Ich glaube nicht.

Albert Esenwein

Evangelische Kirche und Politik. Von Martin Schian. Berlin, Säemann-Verlag 1930. 58 S. 1.50 M.

Ausgangspunkt: es ist Pflicht des Christen, sich am Staatsleben zu beteiligen, sowohl um des Staates wie um der Kirche willen; die Kirche muß ihn zur richtigen Ausübung dieser Pflicht anleiten. Das „Wie" wird erläutert an der Stellungnahme zu Krieg und Frieden, zu Volk und Vaterland und zum Staat. Als Mittel zum Zweck eine evangelische Partei zu gründen oder eine bestehende Partei als die Partei der evangelischen Kirche anzuerkennen, lehnt Schian ab; die Kirche steht nicht nur „über" den Parteien, sondern ihnen auch als selbständige Größe gegenüber. Das alles ist nüchtern und klar gesehen und allgemeinverständlich dargelegt. Aber damit ist eigentlich noch nichts Neues gesagt. Die Schwierigkeit beginnt mit der Frage, wer denn im Namen der Kirche zu reden das Recht hat und wie einerseits die Geschlossenheit kirchlicher Kundgebungen, anderseits die Freiheit der einzelnen kirchlichen Organe, insbesondere auch die Unabhängigkeit des Pfarrers innerhalb eines gesamt-, landes- oder provinzialkirchlichen Vorgehens gesichert werden soll. Schian macht hierfür Vorschläge, die ernstlich erwogen werden müssen und einen Ausgangspunkt für die dringend nötige Diskussion bilden können, aber restlose Zustimmung kaum finden werden.

Glaube und Politik. Von Alexander Müller. Hamburg, Christlich-Sozialer Volksdienst. 32 S. 50 Pfg.

Eine Zusammenfassung von Vorträgen, die nicht die offizielle Meinung des ChrSV darstellen, sondern nur einen Beitrag zu der besonders die evangelische Jungmannschaft und die Gemeinschaftskreise bewegenden Frage, ob die heutigen Verhältnisse einen Auftrag Gottes zu aktiver Beteiligung an der Politik enthalten. Ergebnis: keine absolute Trennung zwischen Glaube und Politik, aber auch kein Aufgehen ineinander; wir sind unter der heutigen Verfassung alle Träger des Staates, darum auch alle vor Gott für seine Gestaltung verantwortlich und müssen darum eine politische Willensbildung der evangelischen Christen vorbereiten. Grundsätzlich richtig, im Einzelnen nichts Neues.

Volksstaat oder Diktatur? Eine Untersuchung auf dem Grunde der deutschen Tradition. Von Martin Leinert. Gotha, Leopold Klotz 1930. 132 S. 2.80 M.

Christlicher Idealismus und Optimismus leitet den Verfasser. Jede nicht ethisch fundamentierte Machtbestrebung haßt er als eine Zerreißung der Volksgemeinschaft. Faszismus, Kommunismus und Nationalsozialismus werden von diesem Standpunkt aus mit anerkennenswerter Objektivität gewürdigt. Die „Deutsche Tradition" fordert Freiheit der Persönlichkeit, Friedfertigkeit, Brüderlichkeit und Ökumenizität; es könnte vielleicht durch einen Diktator vorübergehend wirtschaftlich oder politisch mehr erreicht werden, aber Volksseele und Volksstaat würden darunter leiden. Schön, aber aussichtslos ist der Idealismus, der hofft, die westlichen Völker davon überzeugen zu können, daß die Friedensmission des deutschen Volkes ein starkes Deutschland fordert (S. 36), fast übermenschlich erhaben der „Trost", daß wir mit unseren Opfern zu dem großen Werk der Völkerversöhnung beitragen (S. 53), und leider unbegründet die Überzeugung, daß der sozialistisch erzogene Arbeiter sich bereits in die Gemeinsamkeit eines als tragisch empfundenen Volksschicksals eingelebt habe (S. 84) und durch Dienst am Volke sich leichter als früher für die Volksgemeinschaft gewinnen lasse.

Politische Predigten. Herausgegeben von Wilhelm Schubring. Görlitz, Huttenverlag 1930. 123 S. 3, geb. 3.80 M.

25 Predigten zu nationalen und kirchlichen Gedächtnistagen von verschiedenen Verfassern, darunter 7 von Schubring mit einer Vorrede von ihm, in der Ernst gemacht wird mit der Forderung einer nicht in Uninteressiertheit ableitenden Überparteilichkeit

der Kirche. Viel zu viel politische Belehrung in einzelnen Predigten (Homann, Scheibe), darum streckenweise Papierstil, mitunter auch geschichtliche Unrichtigkeiten wie die, daß Englands Führer im Gegensatz zu der deutschen Führung immer wieder die drohenden Gefahren ihrem Volke vorgestellt hätten (Schubring) — nirgends ist konsequenter die Gewißheit des Enderfolges verkündigt worden als in England —, einmal auch zu weit getriebene Unparteilichkeit (K. Müller) und zu sehr verallgemeinerte Anerkennung christlicher Objektivität im Auslande (Kuck), aber im Ganzen gesehen durchweg gute Vorbilder. Die Anwendung von 2. Pet. 1, 19 auf die Reichsverfassung (Thieß) halte ich für einen Textmißbrauch, die Aufnahme einer Festpredigt aus einer evangelisch-sozialen Tagung (Schubring) für nicht recht am Orte.

August Schowalter

Aufzeichnungen und Bekenntnisse eines Pfarrers. Inmitten der Krisis. Von Dr. Carl Vogl. Wien-Berlin, Agis-Verlag 1930. 283 S. Geb. 5 M.

Ein quälendes Buch. Gleichviel ob man um den Verfasser, um die Sache oder um die Behandlung der Sache bekümmert ist. Wir haben dazu Ursache, denn Dr. Vogl ist uns kein Unbekannter. Vielleicht erinnern sich die Leser, daß er uns über die gottesdienstliche Feier des 1. Mai berichtet hat, die er 1919 mit seiner Gemeinde hielt (1919 Nr. 22): gewiß ein erstes Vorkommnis dieser Art — und wieviel Nachfolge mag es gefunden haben? Leid ist uns, daß wir niemals eine Anzeige seiner verdienstlichen Übersetzung von Cheltschitzki's „Netz des Glaubens" in der CW gebracht haben. (Es gibt noch andre wissenschaftliche Leistungen von ihm.) Aufgedrängt mit seinen Schicksalen hat er sich uns nicht, obwohl es ihm an Ursache nicht fehlte und er wußte, daß wir ein Herz für ihn hatten.

Nun liegt sein Bekenntnisbuch vor uns. Bekenntnis, Rechenschaft, Anklage. Es will uns nicht recht eingehen. Trotz aller unzweifelhaften Redlichkeit des Verfassers und aller Beträchtlichkeit seiner Mitteilungen. Geboren 1866 (Deutscher in Prag), Pfarrer seit 1897, 1907 bis 1924 in Unterneubrunn, Sachsen-Meiningen, ging er durch ein laufendes Band von Konflikten. Es lag an ihm, es lag an den Menschen um ihn her, es lag an Kirche und Staat. Im Grunde hat ihn die Kirche nicht schlecht behandelt. Dennoch fand er Ursache mit ihr unzufrieden zu sein. Die Wurzel von allem: sein kommunistisches Gewissen. Das beunruhigte, das leitete ihn von Anfang an. Als Theologen in seinen Gemeinden, als sozialdemokratischen Abgeordneten usw. Bis er Ruhe und Genüge findet in Sowjet-Rußland. Das alles erzählt er höchst anschaulich, bei vielen kleinen Zügen verweilend, besonders bei seinen Erlebnissen während der Kriegszeit. Zuweilen unkritisch, wo er Aufschneidereien von Urlaubern traut (z. B. 116 f.), aber das Meiste wird echt sein. Man fragt sich, was zusammenkäme, wenn man selber alles häufte, was man damals gehört und erlebt hat. Das Fatale bei Vogl liegt nun darin, daß er aus jenen Zeiten nur Übles berichtet, vom bolschewistischen Rußland nur Gutes und Lichtes. Das heißt mit zweierlei Maß messen! Er war freilich 1926 dort, nicht 1930. Alles in Allem für ein Bekenntnisbuch zu viel Tendenz. Bekenntnisse müssen radikal ehrlich sein. Subjektiv sind sie das ja bei Vogl gewiß, aber es ist kein siegreiches Bemühen da, die andre Seite auch zu sehen. Gerade in seiner Einseitigkeit wird das Buch aber seine Wirkung tun. Es wird in den Kreisen, unter denen es seine Verbreitung finden soll, aufreizend genug wirken gegen die andern Pfarrer, die nicht sind wie Vogl, (auffallend viele Trinker darunter) und gegen die Kirchenwelt, die Vogl nicht ertragen hat. Ein quälendes Buch, weil Vieles darin wahr ist und doch in einen falschen Rahmen gespannt. Schließlich auch ein Bild aus unsrer Zeit. ... R

Mannesstreben. Ein Scharnhorst-Roman. Von Gustav Kohne. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1925. 342 S. 3.50, geb. 6 M. (Jetzt 10. Tausend.)

Heldenleben. Ein Scharnhorst-Roman. Von Gustav Kohne. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1926. 331 S. 3.50, geb. 6 M. (Jetzt 6. Tausend.)

Zusammen mit dem ersten Bande „Jugendsehnen" *) bilden diese beiden Werke eine große Scharnhorsttrilogie, die von dem Emporkommen, den Kämpfen und Erfolgen und dem tragischen Ende des großen Heeresreformators erzählt. Wir Deutschen von heute können die Geschichte dieses Mannes nicht ohne eine gewisse Wehmut lesen, denn das Werk, dem all sein Streben galt, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Umwandlung des Söldnerheeres in ein Volksheer, ist durch den Versailler Vertrag so gut wie vernichtet. Aber wenn auch die Schöpfung zerbrach, die Bedeutung des Schöpfers bleibt bestehen, und Gerhard Scharnhorst ist ein Mensch, der auch uns noch viel zu geben hat. Die eiserne Energie, mit der sich der niedersächsische Bauernsohn bis zum preußischen Generalstabschef emporgearbeitet hat, die Macht seiner Persönlichkeit, die ihn alle Standesvorurteile seiner Zeit überwinden ließ, der Glaube an sein Werk, den er auch in der verzweifeltsten Lage nicht verlor, die Selbstlosigkeit, mit der er die glänzendsten Angebote ausländischer Herrscher abwies, um seinem elenden Vaterlande und seinem unzuverlässigen König zu dienen, das alles macht Scharnhorst zu einem wahrhaft großen Menschen. Die weibliche Heldin des Buches, Scharnhorsts Jugendgeliebte, scheint in ihrem nicht ganz natürlichen Heroismus etwas verzeichnet; im übrigen sind auch die zahllosen Nebenfiguren anschaulich geschildert. Den Helden selbst sieht sein Dichter vielleicht in zu großer Verklärung, doch hält man das der warmherzigen Begeisterung gern zu gute. Es ist ein Werk besonders für die Jugend. Martha Kübel

*) Das dreibändige Gesamtwerk gebunden 18 M.

Das Geheimnis hinter Liebe und Tod. Drei Novellen. Von Gertrud Prellwitz. Stuttgart, Maien-Verlag. 3.50, geb. 5 M.

Die erste und wertvollste Novelle schildert das Schicksal eines Künstlers, der erst im Angesicht des Todes das Leben in seiner ganzen Tiefe erfaßt und erst durch Unglück und Trennung die wahre Liebe seiner Frau gewinnt. Nur wer durch das Todeserlebnis über sein Dasein hinausgehoben ist, versteht das Leben wirklich. Diese Wahrheit tönt aus den Kompositionen, die sich dem Künstler „Über dem Abgrund" offenbarten; sie leuchtet auch in dem geheimnisvollen Lächeln der jungen Selbstmörderin in der zweiten Erzählung. Die dritte Geschichte ist im Thema der ersten etwas verwandt, doch erscheint sie dieser gegenüber zu sehr mit Symbolik beschwert und dadurch weniger lebenswahr. Die Verfasserin hat in dies Buch viel Empfindung und Erkenntnis gelegt.

Martha Kübel

Das kleine Wunder. Aus dem Leben einer Katze. Von Julie Schlosser. Berlin, Furche-Verlag. 31 S. 1 M.

Mit ihrem Katzenfreunde Andreas stellt sich Julie Schlosser in einem Sonderdruck ihres klassischen Stücks aus „Opal" vor. Der Liebling ist nun gestorben, so setzt sie ihm dies Denkmal. Man wird heut nicht mehr sagen dürfen, was Friedrich von Sallet noch hinschrieb wie selbstverständlich: „Von einem Tierleben zu reden fällt Niemand ein" (s. o. Sp. 1021). Auch das sind Wandlungen. — Vielleicht ist mit einer Erinnerung an „Mensch und Kreatur" gedient, den Sonderdruck jenes in CW 1929 Nr. 1 und 2 erschienenen Aufsatzes der Verfasserin; da findet sich zum Schluß ein willkommenes Verzeichnis einschlägiger Literatur. (Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Heppenheim a. d. B. Zweite erweiterte Auflage unterwegs. 1.50 M.) R

Gustav Adolf-Tage in Stuttgart

1. Der äußere Verlauf

Die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins war dies Jahr einen Tag kürzer als sonst. Auch die Vorträge und Ansprachen zeichneten sich durch eine wohltuende Kürze aus. Der Festgottesdienst, dem wir beiwohnten, hat 50 Minuten, die Predigt des Magdeburger Generalsuperintendenten Eger 20 Minuten gedauert. Das übliche Festmahl fiel aus. Die volkstümlichen Versammlungen, in denen Redner aus der Diaspora von ihren Leiden und Freuden berichten — für die Redner selbst ein Höhepunkt des Festes, für die Ortsgemeinde fesselnd und erzieherisch, für den Berichterstatter Jahr für Jahr dasselbe, daher ermüdend und entbehrlich —, wurden erst nach dem feierlichen Schluß der Hauptversammlung gehalten, aber in acht verschiedenen Sälen über die ganze Stadt verteilt. So war Vieles anders als sonst, nicht zum Schaden der Sache.

Seit einigen Jahren werden als Auftakt des Festes die Massen des Kirchenvolks gerufen; der Versuch ist fast jedes Mal vorzüglich gelungen. Voriges Jahr in Breslau kam eine gewaltige Kundgebung in der Festhalle zu Stande; jetzt in Stuttgart war die Stadthalle, die gegen 12000 Menschen faßt, überfüllt und mußten zwei Nebenversammlungen gehalten werden. Die Regie hat trefflich geklappt, vom Einzug der Jugendbünde mit ihren Dutzenden vom Wimpeln über den stattlichen Posaunenchor, die tausend Sänger und den Lautsprecher bis zu den Rednern. Unsere steife und unpraktische Kirche scheint allmählich doch das Geheimnis der Volksversammlung zu ergründen. Da sollen nicht Gedanken vorgetragen, Fragen aufgeworfen, Probleme gewälzt werden. Die professorale Dialektik tötet die Spannung und Freudigkeit der Menge. Die Volksversammlung will bestätigt erhalten, was sie weiß und will, und soll eingeschärft bekommen, was sie wissen und wollen soll. Probleme wälzen kann Jeder, der es gelernt hat; zu Herzen sprechen ist nicht Jeder-

mann gegeben. In der Stuttgarter Stadthallenversammlung haben die Redner kurz, warm und packend den Grundton des ganzen Festes angegeben. Auch hat die Versammlung pünktlich zu der festgesetzten Zeit begonnen und nach anderthalb Stunden geschlossen. Niemand ging leer, Niemand überfüttert und gelangweilt, Jeder angefaßt und befriedigt nach Hause; so soll es sein.

In der abendlichen Begrüßungsfeier und den beiden öffentlichen Hauptversammlungen, an Werktagen Nachmittags oder Vormittags, war die Liederhalle bis auf den letzten Platz besetzt. Auch das neuzeitliche Stuttgart hat Sinn für die kirchlichen Dinge! Sichtlich war auch der Besuch aus der deutschen und außerdeutschen Diaspora stärker als in den letzten Jahren. Bei der Begrüßungsfeier mit ihren, wie es scheint, unvermeidlichen und für den Augenblick zweifellos wirksamen Pauken fesselten durch ihre Persönlichkeit und ihre Worte vor allem der Württemberger Kultminister Bazille und der Stuttgarter Oberbürgermeister Lautenschlager. Der Stuttgarter Kirchenpräsident Wurm gab mit seiner geistvoll-launigen Plauderei über „ökumenisch und ökonomisch" eine durchschlagende Probe von der herzlichen und herzhaften Frömmigkeit des Schwaben. Die Beziehungen zur Reichsregierung und zum Auswärtigen Amt, die einige Jahre lang bis zur persönlichen Vertretung der Reichsregierung, in Düsseldorf durch Reichsminister Stresemann, verdichtet waren, treten neuerdings nicht mehr in die Erscheinung. Dagegen waren die schwedische, finnische, ungarische und schweizer Kirche und, zum ersten Male seit dem Krieg, die belgische Missionskirche durch Abgesandte vertreten.

Aus dem Jahresbericht ist staats- und kirchenpolitisch wertvoll, daß im vergangenen Frühjahr die Waldenser-Kirche die Beziehungen zum Gustav Adolf-Verein wieder aufgenommen hat. In Elsaß-Lothringen wurde zum ersten Male seit dem Kriege wieder ein Gustav Adolf-Fest gefeiert. Dabei sprach die Versammlung einstimmig den Wunsch aus, man möge den 1918 eingeschlagenen Kurs wieder ändern, „indem man den alten Namen (Gustav Adolf-Verein) in irgendeiner Form wieder annehme und um ein freundschaftliches und nicht nur rein geschäftsmäßiges Verhältnis zum Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung sich bemühe"; auch wurde beschlossen, an der großen Gustav Adolf-Spende des Jahres 1932 in angemessener Weise sich zu beteiligen.

Näher befaßt sich der Jahresbericht mit dem Schulwesen der ausländischen Diaspora. Die Art des Jahresberichts, jedes Mal ein besonderes Stück aus dem Arbeitsgebiet des Gustav Adolf-Vereins eingehend zu behandeln, hat sich bewährt. Die Jahresberichte werden dadurch zu einer großen Sammlung von Vorarbeiten für die Kirchenkunde der deutsch-evangelischen Auslandsdiaspora. Daß diese Vorarbeiten sich bald zu einem zusammenfassenden Werk verdichten, wurde bei der Besprechung des Jahresberichts erbeten und vom Zentralvorstand zugesagt.

Der Vorsitzende, D. Rendtorff, der die Hauptversammlungen in Freiburg und Breslau nur unter körperlichen Beschwerden geleitet hatte, stand in Stuttgart wieder ganz auf der gewohnten alten Höhe. Was haben wir zur Zeit doch für rüstige, geist- und kraftvolle Siebziger!

Von den Wahlen in den Zentralvorstand sind die des Erzbischofs Söderblom, der dem Zentralvorstand schon einmal angehört hat, und des vormaligen preußischen Kultusminister Bölitz besonders interessant.

2. Von den Arbeitsgemeinschaften

Die Arbeitsgemeinschaften, die vor einigen Jahren, zum Teil auf die Anregung unserer Berichte hin, ins Leben getreten sind, sind zu einem wertvollsten Teil der Hauptversammlungen geworden. Da wird nun wirklich einen Tag lang tüchtig gearbeitet: nicht nur vom Zentralvorstand und Ortsausschuß — die haben von jeher ihre Last zu tragen — sondern von den Festbesuchern selbst. Diesmal standen der Protestantismus bei den Slawen, das reichsdeutsche Auslandschulwesen und der Dienst der Diakonisse in der Diaspora zur Verhandlung.

Über die erste Frage berichteten sechs Sachkenner, und zwar über evangelische Regungen bei den Polen, Russen, Ukrainern, Tschechen, Slowaken und Slowenen. In Rußland haben die Stundisten, seit 1884 Evangeliumschristen genannt, und die Baptisten ihre reiche und gesegnete Geschichte. Der Umsturz hat ihnen die volle Bewegungsfreiheit gebracht; heute ist ihre Lage wieder sehr schwierig; seit 1929 ist in Rußland jede religiöse Propaganda verboten. Die orthodoxe Kirche zu erobern, wird ihnen vermutlich nicht gelingen; dafür ist diese zu stark rituell und geschichtlich eingestellt. Ob beide Gruppen zusammen mehr als eine Million Mitglieder zählen, ist dahingestellt; aber jeder Einzelne von dieser Million fühlt sich als Missionar. Ihr religiöser Charakter steht dem Calvinismus näher als dem Luthertum; ihre ethische Auffassung ist sehr streng, ihre jetzige Führung arbeitet bewußt auf die Kirchenbildung hin. Die Ukrainer mit ihren 40 Millionen Menschen sind auf vier Länder verteilt. Die alte orthodoxe Kirche suchen die Synodalkirche und die Autokephalkirche von oben her zu reformieren; die eine hat etwa zehn, die andere etwa vier Millionen Glieder. Beide sind in der Revolutionszeit entstanden, sind dogmatisch orthodox, haben in der Liturgie an Stelle der altslawischen die ukrainische Sprache eingeführt, in den Vordergrund des Gottesdienstes die Predigt (in der Volkssprache) gestellt, das Laientum zur Mitarbeit herangezogen und die Verfassung presbyterianisch ausgebaut. Die Synodalkirche ist staatsfreundlich, die Autokephalkirche hat der Staat kürzlich radikal aufgelöst. Daneben suchen die Sekten die Kirche von unten her zu reformieren; sie zeichnen sich durch Heiligung des Lebens (Verwerfung von Alkohol und Tabak), ungeheuren Fleiß im irdischen Beruf und Treue zur Gemeinde aus. Es mögen je etwa 250 000 ukrainische Stundisten und Baptisten sein, die Familienglieder nicht mitgerechnet. Abschließend läßt sich sagen: die Kirchengeschichte des ukrainischen Volkes hat offensichtlich die Schaffung einer Volkskirche zum Ziel; die Methoden gehen auseinander: vorsichtige Entwicklung und radikal-puritanischer Bruch; allen Gruppen gemeinsam ist starke nationale Färbung, Intensität des Religiösen, Massivität des Glaubens und ausgeprägte Neigung zum Kirchentum. Wir deutschen Evangelischen können gegenüber dieser Entwicklung nur beobachten, warten und hoffen; „wenn du langsam fährst, kommst du schnell an". Von den drei Millionen Slowaken ist ein Fünftel evangelisch; sie sind das einzige slawische Volk, das sich in der Reformationszeit dem deutschen Luthertum erschlossen hat.

An dieser Arbeitsgemeinschaft mögen reichlich 300 Männer und Frauen teilgenommen haben: ein Zeichen, welchem Bedürfnis sie entgegengekommen ist.

In der zweiten Arbeitsgemeinschaft berichtete Minister Bölitz über die geschichtliche Entwicklung und Generalsekretär Geißler über die Gegenwartslage der reichsdeutschen Auslandschulen.

Eine wertvolle Ergänzung dieser Arbeit bot die Führung durch das deutsche Auslandinstitut. Dieses im letzten Kriegsjahr begonnene Werk hat sich in ganz erstaunlichem Maße entwickelt. Hat es doch im letzten Jahr allein 35 000 Auskünfte erteilt! Ein Zeitungsarchiv umfaßt jetzt 1488 Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch die kleinen und kleinsten deutschen Blätter, die im Ausland erscheinen. Eine Bücherei, die immer weiter ausgebaut wird, gibt über alle wirtschaftlichen, kulturellen und ethnologischen Dinge Bescheid, die für das Auslanddeutschtum in Betracht kommen. Ein großzügiges Anschauungs-

material dient der Werbung und steht gegen Erstattung der Auslagen Jedermann zur Verfügung. Daß auch die kirchlichen Fragen des Auslanddeutschtums berücksichtigt werden, versteht sich von selbst und kommt in der Zusammensetzung des Vorstands und der Beiräte gebührend zum Ausdruck. Das Institut hat dem Gustav Adolf-Verein zu seiner Tagung eine eigene Nummer seiner Zeitschrift, des „Auslanddeutschen", gewidmet und für die Abgeordnetenversammlung seinen Vortragssaal zur Verfügung gestellt.

3. Von den Finanzen

Die Gesamteinnahme des Gesamtvereins hat im Jahre 1929 rund 1 966 000 Mark betragen, d. i. 62 000 Mark weniger als im Vorjahr; der stolze Betrag von 2 Millionen Mark ist also nicht wieder erreicht. Der Rückgang ist allerdings mit darauf zurückzuführen, daß der Zentralvorstand die Unterlagen der Hauptvereine sorgfältig geprüft und z. B. Einnahmen aus dem Vorjahr und durchlaufende Posten aus den Einnahmen gestrichen hat. Die Abrechnung gewährt aber auch jetzt noch kein klares Bild. Sie ist sachlich zweifellos in bester Ordnung, weist aber rechnerisch und statistisch noch erhebliche Mängel auf. So z. B. erscheinen die eigenen Einnahmen der Zentralkasse in vier Einzelposten mit insgesamt 123 010 Mark, auf der nebenstehenden Seite aber addiert nur mit 87 334 Mark; 1928 hat rechts und links, wie es sein soll, derselbe Betrag gestanden. Oder: unter den Verwendungen war 1928 die Rußlandspende für die Zeit vom 1. September 1928 bis 30. Juni 1929 aufgeführt, jetzt erscheint sie für die Zeit vom 1. Juli bis 31. Dezember 1929; das darf nicht sein. Die Bremer Kindergabe ist von ihrem Leiter mündlich mit 46 600 Mark abzüglich 8000 Mark Spesen angegeben worden; in der gedruckten Rechnungsablage erscheint sie bei der Einnahme der Zentralkasse nur mit 30 863, in den Verwendungen der Hauptvereine gar nur mit 23 090 Mark. Namentlich aber fällt Jahr für Jahr die große Spanne zwischen den Einnahmen und den Verwendungen der Hauptvereine auf. So z. B. erscheint für die drei Jahre 1927 bis 1929 zusammen:

Berlin	mit 350 000 M.	Einnahmen	252 000 M.	Verwendungen
Bremen	„ 35 000 „	„	18 000 „	„
Danzig	„ 29 000 „	„	20 000 „	„
Dresden	„ 315 000 „	„	267 000 „	„
Hannover	„ 170 000 „	„	80 000 „	„
Königsberg	„ 151 000 „	„	100 000 „	„
Stettin	„ 131 000 „	„	99 000 „	„

Umgekehrt werden für Wiesbaden 77 000 Mark als Einnahme und 93 000 Mark als Verwendung aufgeführt. Insgesamt bleiben für 1929 die Verwendungen der Hauptvereine um fast 250 000 Mark hinter ihren Einnahmen zurück; sie betragen nur 1 629 436 Mark. Damit nicht genug, erscheint die Gesamtunterstützung, die der Verein 1929 gewährt hat, zwei Seiten später, nach den Unterstützungsgebieten geordnet, nochmals stark verkürzt mit nur 1 464 954 Mark.

Worin diese Unstimmigkeiten begründet sind, ist nicht klar zu ersehen. Zum Teil vermutlich darin, daß bei manchen Hauptvereinen in den Einnahmen noch immer der Übertrag aus dem Vorjahr und die Zuwendungen anderer Hauptvereine enthalten sind; vielleicht sind auch die Frauenvereine zwar weithin bei den Einnahmen, aber nicht bei den Verwendungen der Hauptvereine berücksichtigt. Wie es aber auch sei, der Gustav Adolf-Verein ist seinen Mitgliedern und der größeren Öffentlichkeit eine Abrechnung schuldig, die ein völlig klares Bild ergibt, in der namentlich nicht nur die sogenannten Verwendungen, sondern die gesamten Ausgaben, also auch die Drucksachen, Reisekosten und sonstigen Spesen, erscheinen und sich die Ausgaben mit den Einnahmen genau decken. Dazu gehören genaue und sachgemäße Formulare seitens der Zentralkasse, dazu gehört aber auch Geschäftsgewandtheit und Disziplin bei den Haupt- und Zweigvereinen. Es ist gewiß schwierig, die rund 1750 Haupt-, Zweig- und Frauenvereine rechnerisch unter einen Hut zu bringen und die Menschlichkeiten der Dii minores in den Haupt- und Zweigvereinen zu überwinden. Und doch müßte es gelingen, daß alle Vereine, dem Wunsch des Zentralvorstands entsprechend, endlich das Kalenderjahr als Vereinsjahr annehmen, und die Zweigvereine und Frauenvereine ihren Hauptvereinen etwa bis 31. Januar, die Hauptvereine aber dem Zentralvorstand bis 31. März über das vergangene Jahr Rechnung ablegen. Die Verteilung der Gaben ist davon rechnerisch ganz unabhängig und kann getrost, wie bisher, bei den Hauptversammlungen der Vereine vorgenommen werden, die meist im Sommer stattfinden.

Erfreulicherweise steigen die Mittel, die der Zentralkasse zur freien Verfügung überwiesen werden, von 261 000 Mark im Jahr 1927 auf 381 000 Mark im Jahr 1929. Das Verdienst daran gebührt aber hauptsächlich der reichen Breslauer Festgabe von 1929 und nur zum kleineren Teil der steigenden Einsicht der Einzelvereine.

Die Bewilligungen für die sogenannte große Liebesgabe sind noch immer viel zu niedrig; 51 200 Mark und zwar 30 000 für die siegende und je 10 600 Mark für die unterliegenden Gemeinden sind keine „große" Liebesgabe. Die Hauptvereine müßten sich der Zucht unterwerfen, bei ihren Verwendungen zuerst den Anteil des Zentralvorstands und einen namhaften Beitrag zur großen Liebesgabe sicherzustellen und darnach über den Rest zu verfügen, machen es aber zumeist vermutlich umgekehrt. Das vorgeschlagene Verfahren macht die Hauptvereine bei den Gemeinden, die sie unterstützen, nicht beliebt, dient aber dem großen Ganzen. Die Stuttgarter Hauptversammlung hat übrigens den Weitblick bewiesen und den Hauptteil der großen Liebesgabe für Seminar- und Schulbauten in Sao Leopoldo (Brasilien) bestimmt; Berndorf in Nieder-Österreich und Sohrau in Polnisch-Oberschlesien mußten sich mit dem Trostpreis begnügen.

Die württembergische Festgabe belief sich auf 170 000 Mark, zehn Pfennig auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung. Die Summe ging weit über das gewohnte Maß hinaus; sie ist um so mehr anzuerkennen, als in Württemberg zur Zeit auch andere Jubiläumsgaben gesammelt werden. Der Festort des nächsten Jahres, Osnabrück, wird große Mühe haben, um den württembergischen Fußtapfen nur halbwegs zu entsprechen.

Von den Unterstützungen sind

	1927	1928	1929
nach Deutschland	43,8	42,9	36,4 %
nach Deutsch-Österreich	8,2	11,0	10,0 %
ins Ausland	48,0	46,1	53,6 %

geflossen. Dabei ist vorausgesetzt, daß sich die Stipendien und sonstigen Unterstützungen im selben Verhältnis auf Deutsch-Österreich und das Ausland verteilen und Deutschland unberücksichtigt lassen; wenn nicht, so würde sich das Bild verschieben. Im Ganzen steigt der Anteil des Auslands an den Unterstützungen in erfreulichem Maß. Es ist zu hoffen, daß er weiter steigt, bis Deutsch-Österreich und das Ausland mit zwei Dritteln bedacht und Deutschland auf ein Drittel beschränkt ist. Das Mißfallen, das diese Forderung bei den Pfarrern der deutschen Diaspora erregt, darf nicht abhalten, sie immer wieder zu stellen. Der deutschen Diaspora müssen und können, abgesehen von den Grenzgebieten, ihre Landeskirchen helfen; sie begehen einen Raub an der österreichischen und ausländischen Diaspora, wenn sie ihre Verpflichtungen auf den Gustav Adolf-Verein abwälzen.

4. Die Jubiläumsgabe für 1932

Im Jahr 1932 werden es 100 Jahre, daß der Gustav Adolf-Verein gegründet worden ist. Das gibt berechtigten Anlaß, um ihm eine außerordentliche Gabe zuzuwen-

den. Der Zweck der Zuwendung steht noch nicht fest; auf keinen Fall ist an eine Jubiläumskirche oder ein örtliches Liebeswerk gedacht. Der Verein rechnet damit, daß ihm der Zweckgedanke von selbst noch zuwachsen wird, hat aber inzwischen die Sammlung in die Hand genommen. Seit einem Jahr sind Büchsen verteilt, in deren jede drei Jahre lang wöchentlich mindestens ein Groschen eingelegt werden soll. Geschieht das, so wird sich bei 60 000 Büchsen der Gesamtertrag mit Zins und Zinseszins auf rund eine Million Mark belaufen. So ist die Losung ausgegeben: „Eine Million Mark in Groschen!" Soweit sich bis jetzt sehen läßt, wird das Ziel erreicht, vermutlich stark überschritten werden. Wie immer, kommt auch hier Alles auf den Eifer und das Geschick der Pfarrer an. Bisher hat Leipzig gegen 70 000 Büchsen ausgegeben. Unter den Abnehmern steht zahlenmäßig der Hauptverein Berlin mit 7000, nach der Zahl der Pfarrer bemessen Arolsen mit 11,2 Büchsen auf den Pfarrer an der Spitze. Am stärksten hat sich das abgetrennte Gebiet Posen-Westpreußen der Sammlung angenommen; dort waren schon vor Jahresfrist 25 000 Büchsen nach eigenem Muster verteilt. Auch Ungarn hat 1000 Büchsen eigenen Musters in deutscher, magyarischer und slowakischer Sprache herausgegeben. Außer dem Geldertrag verspricht man sich von der Sammlung auch eine Steigerung der Volkstümlichkeit des Gustav Adolf-Vereins; und dieser Steigerung bedarf sein Werk unausgesetzt.

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

46. Jahresversammlung der Ostasienmission in Heidelberg vom 28. September bis 1. Oktober 1930

In den letzten Septembertagen hat der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein seine Jahresversammlung in Heidelberg gehalten. Sie verlief bei großer Beteiligung in schönster Harmonie. Von dem auch in der CW eingehend geschilderten Streit um die Aufnahme der Ostasienmission in den Deutsch-evangelischen Missionsbund war nicht die Rede. Es gab Wichtigeres zu tun. Aber die starke Teilnahme an dem zweitägigen Missionskurs, wobei der größte Saal des „Lutherhauses", — Heidelbergs neuem evangelischen Gemeindehaus — die Hörer am ersten Tag nicht zu fassen vermochte, war die beste Antwort auf die abschätzigen Urteile aus anderen Missionskreisen. Der „Beweis des Geistes und der Kraft" ist doch schließlich allein entscheidender Maßstab, nach dem ein evangelisches Liebeswerk beurteilt werden soll.

Es wurde wenig gefeiert, kaum „begrüßt" — am wirkungsvollsten von Seiten der theologischen Fakultät durch Professor D. Odenwald mit Berufung auf das Wort des Freiburger Professors Axenfeld: „Nicht die Bindung an noch so ehrwürdige Formulierungen des Glaubens macht den Christen, sondern die Bindung an den Herrn selbst." Mit Gottesdiensten und Jugendfeiern begann die Tagung in den Kirchen Großheidelbergs. In der nahezu gefüllten Stadthalle hielt, von musikalischen Darbietungen der Kirchenchöre umrahmt, Pfarrer Dr. Seufert aus Tsingtau einen Vortrag: „Umsturz und Aufbau in China im Lichte christlicher Missionsarbeit." Der anschauliche, mit einer Fülle eindringlicher Erlebnisse aus dem alten und neuen China illustrierte Vortrag hielt die große Versammlung in ergriffener Spannung. Noch einmal sammelte an einem Abend Missionsinspektor Pfarrer Marbach aus Bern eine atemlos lauschende große Schar Jugendlicher im Saale des Lutherhauses, denen er mit frohem Humor und tiefem Ernst erzählte: „Was ich unter Chinas und Japans Jugend erlebte." Die wundervollen Bilder boten einen selten in solcher Güte zu findenden Genuß — unvergeßlich aber werden den Hunderten von Kindern die Bilder aus dem chinesischen Hungergebiet geblieben sein, bei deren Erscheinen lautlose Stille ihre Ergriffenheit bekundete.

Die Vorträge der Tagung zeigten die bekannten Führer und Mitarbeiter der Ostasienmission mit einer Fülle wertvoller Darbietungen am Rednerpult. Sie zeigten das grundsätzliche Bestreben dieser Mission, die praktische Missionsarbeit durch wissenschaftliches Eindringen in fremdes Volkstum und andere Religionen zu unterbauen und zu vertiefen sucht. D. Witte, der in Predigt und Schlußwort des Volksabends in zündender Weise das Missionswerk den Hörern unumgänglich zu machen wußte, sprach im Kursus über „Die heutigen Probleme und Aussichten der Weltmission". Eine gedrängte Vorlesung über die seit der Jerusalemer Weltmissionskonferenz umstrittenen Fragen nach der Botschaft (Ablehnung von starren dogmatischen Bindungen, statt dessen „unsere Botschaft ist Jesus Christus") — nach der Stellung der „Neuchristen" in der Leitung und Verwaltung der Missionskirchen — und der Stellung der Weltmission zur Welt. Hier erwuchs mit erschütternder Größe die allerschwierigste Missionsfrage nach der Weltumgestaltung des Christentums und den durch den Weltkrieg erwachsenen Anklagen gegen die „christliche Welt". Der Vortrag gründete nach all den aufgezeigten Schwierigkeiten die Weltmission letztlich auf die Tatsache Christi selbst, auf die Sehnsucht der Menschheit nach dem Sinn des Daseins und endigte bei aller Freude an sichtbaren Missionserfolgen doch mit dem Hinweis darauf, daß der Weg der Weltmission über das Kreuz führt.

Unmöglich auszuführen, was dann Missions-Inspektor Pfarrer Devaranne über den „gegenwärtigen Geisteskampf in Japan" in gedrängter Fülle vor den Hörern ausbreitete. Überraschend war hier wie durchgehends die Verwandtschaft der geistigen und religiösen Lage im fernen Osten mit der in Europa. Hier wie dort die Gefahr der Verwechslung von Nation mit Religion, die Gefahr der antireligiösen Strömungen, das Vordringen pantheistischer Mystik. Es war fesselnd und klärend, wie der Redner die klaren Linien einer verinnerlichten Religion zog, die über dem Nationalen sich erhebend, den Atheismus durch Glaubenskraft überwindend, alle Mystik in reiner prophetisch-sittlicher Gottesanschauung überbietend, gegenüber allen Phantasiegebilden im gekreuzigten Christus sich gründend, den Kampf aufnimmt und bei allen ungeheuren Schwierigkeiten doch Anknüpfungen und Aussichten genug erlebt.

Für die badischen Freunde der Ostasienmission, die seit jeher eine beachtenswerte Stelle in der Mitarbeit bedeuteten, war das Erscheinen ihres Landsmannes Pfarrer Dr. Seufert aus Tsingtau von größtem Interesse. In drei Vorträgen „Umsturz und Aufbau in China" „Die geistigen Strömungen im heutigen China" „Die Schule als Missionsmittel" gab der einstige Mitarbeiter Wilhelms eine Fülle anschaulicher Züge aus dem heutigen China. Aus dem Zusammenbruch der alten Kultur wächst die junge nationale Bewegung hervor, die um Volksbildung und Wissen heiß bemüht in rationalistischer, aller Metaphysik abholder praktischer Einstellung sich offenbart. In diese gärende Bewegung tritt der Missionar als Apologet, wie es der christliche Prediger Europas gleichfalls werden muß. Trotz des Verbots des Religionsunterrichts ist es möglich, das Christentum in den andern Lehrfächern an geeigneter Stelle einzuführen und die zukunftsreiche Form der Schularbeit der Mission zu erhalten. Man stand unter dem Eindruck, daß hier echte deutsche Gründlichkeit mit kluger Menschenbehandlung und zähem Zielstreben sich glücklich vereinen, um auf dem Boden unseres einstigen „deutschen" Tsingtau große christliche Zukunftsarbeit in der Schule zu leisten.

Last not least — erholend nach schweren prinzipiellen Darlegungen waren die „Erlebnisse mit unseren japanischen und chinesischen Mitarbeitern", die auf Grund seiner Ostasienreise Pfarrer Marbach aus Bern schilderte. Viel feine intime Züge aus dem Leben der japanischen Neuchristen, alles geschaut mit den Augen eines begeisterten Freundes der Mission. Wenn doch gerade diese schlichten Tatberichte erlebten Christentums die Kreise hätten hören können, die der Ostasienmission Mangel an Glauben und unzureichendes Verständnis des Evangeliums vorwerfen! Sie hätten auch des jungen Missionsarztes Dr. Hänsel Erzählungen aus seiner Praxis in Tsining (Schantung) hören sollen, die auch dem Fernstehenden die Schwierigkeit und Herrlichkeit der ärztlichen Hilfe lebendig vor Augen stellten.

Die Lage und Aussicht der Ostasienmission fand in mehreren Sitzungen des Vorstandes eingehende Besprechung. Die wirtschaftliche und politische Unsicherheit der Stunde bedrängt naturgemäß ein Werk, das für Ausbau von Schule, Klinik und Gemeindehäusern dringend Mittel bedarf. Große Fehlbeträge sind noch im laufenden Jahr abzudecken. Die Liebesgabe der badischen Freunde (über 8000 Mark) blieb doch weit hinter dem Nötigen zurück. Möchte es der unermüdlichen Arbeit der leitenden Männer und Frauen gelingen, die übernommenen Aufgaben fortzuführen. Möchten auch die rechten Männer sich finden, die man nach Japan (D. Schiller kehrt nächstes Frühjahr nach verdienstvoller Arbeit heim) und China (Klinik und Schularbeit) braucht. Die Heidelberger Tagung hat gewiß in Vieler Herzen die Wahrheit neu bekräftigt, die Dr. Seufert aus der chinesischen Fibel den Missionsfreunden als unsere heutige Verpflichtung nannte: „Innerhalb der vier Meere sind alle Menschen Brüder."

Heidelberg Casimir Kayser

Vereinstage der Siebenbürger Sachsen

Sonnengoldiger Himmel — strahlendes Blau, das ist der Zaubermantel, den Gottes Natur über die sogenannten Vereinstage der Sachsen in Siebenbürgen breitet. Dorther sammeln sie einen Teil ihrer Kraft. So auch heuer. An 6000 Menschen beherbergte Kronstadt am 7. und 8. September 1930 in seinen Mauern. Eine stolze Schar, so hochbewegt als Bauernvolk in Glauben und Treue zu Volkstum und evangelischer Kirche, wie nur je ein Kolonistenstand, so reich von starken Reden umwogt dies Fest.

wie je nur eines im Reich — und doch an die feste Burg der Sachsen pocht eine neue Zeit. Pfarrer Alfred Hermann sprachs in seiner ergreifenden Rede aus, die ihn hinüber blicken ließ über die nahe russische Grenze: dort Gottlosigkeit, aber unter Trümmern neue Evangeliumschristen, hier Ruhe, fast Sattheit. Gebe Gott, daß seine zündenden Worte hinein gefunkt hätten unter die allzu Zufriedenen. Und daneben Pfarrer Fr. Möckel, tief hineinbohrend in das Problem, das zwischen Volkstum und Evangelium aufbegehrt und gerade dort am brennendsten empfunden wird, wo man es mit beiden Polen ernst nimmt. — Dazu ein Drittes: Bischof D. Friedrich Teutsch ist krank, so sehr, daß er zu den Festtagen, die vor allem von ihm gewünscht worden waren, nicht erscheinen konnte. Ein Mann von 78 Jahren ernst krank! Bange Sorgen türmen sich hoch, wenn diese Säule wankt. Nun, hoffen wir, daß er uns noch erhalten bleibt.

Doch hat der blaue Himmel seinen Segen in anderer Form nicht verweigert. Ein neues Moment zeigte sich. Die Sachsen außerhalb Rumänien erschienen in Abordnungen, aus Amerika, Österreich, Ungarn, Deutschland und überbrachten ihre Liebesgaben. Man konnte sich an Zion erinnert fühlen und an sein Volk zur Zeit, da zum ersten Male in der Weltgeschichte Glaubensgaben von frommer Hand dem Tempel gereicht wurden — hier der Kulturrüstung eines schwer um seine Schule und seine Kirche ringenden Volkes. E H

Wöchentliche Chronik

Im WS 1929/30 zählte Deutschland 122 391 (weibliche 16 348) Studenten gegen 123 700 (16 286) im SS 1929 und 113 042 (13 359) im WS 1928/29. Die Studentinnen machen 13,4 % der Gesamtzahl aus.

Der Preußische Justizminister hat in einer allgemeinen Verfügung darauf hingewiesen, daß Ablehnung von Richtern wegen ihrer politischen Zugehörigkeit, ihrer Abstammung oder sonstiger persönlicher Verhältnisse unstatthaft sei.

Der Preußische Minister für Volkswohlfahrt hat angeordnet, daß den Geistlichen Einsicht in die Krankenhauslisten und Zutritt zu den Kranken ihrer Religionsgesellschaft zu gestatten sei, mit der Krankenhausverwaltung aber regelmäßige Besuchszeiten zu vereinbaren seien.

In Kiel war bei dem Bachfest der Neuen Deutschen Bachgesellschaft Professor D. Baumgarten Prediger. Am Tage vor der Predigt wurde von der Hochschulgruppe Kiel des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes in der Kirche ein Flugblatt verteilt des Inhalts, Geheimrat Baumgarten sei ein Landesverräter. Rektor und Senat haben scharf darauf reagiert.

Der Bischof von Mainz hat die Leitsätze der Nationalsozialistischen Partei für unvereinbar mit den Lehren der katholischen Kirche erklärt und deshalb jedem Katholiken verboten, eingeschriebenes Mitglied der Partei zu sein, bei Strafe der Nichtzulassung zu den Sakramenten; Mitgliedern der Partei ist es nicht gestattet, korporativ an katholischen Beerdigungen oder sonstigen kirchlichen Veranstaltungen teilzunehmen. (Ein Artikel der MNN meint feststellen zu müssen, daß für den Vatikan kein Grund vorliege, gegen die Nationalsozialisten disziplinär einzuschreiten; der Fall liege anders als bei der Action Française. FZ 763)

Sämtliche Vereine in Ahrweiler beschlossen bis 1. April auf alle Festlichkeiten zu verzichten.

Bei der Tagung des Zentralkomitees der Bischöflichen Methodistenkirche Mitteleuropas überbrachte der Vizepräsident des EOK D. Burghart die Grüsse der altpreußischen Kirche.

Für das methodistische Predigerseminar in Frankfurt a. M. ist ein Fonds im Betrage von einer halben Million Mark gesichert.

Professor Hans Müller in Jena ist nach vierzigjähriger Zugehörigkeit aus der SPD ausgetreten, weil „der Widerspruch zwischen der programmatischen religiösen Neutralität und der praktischen Bekämpfung von Religion und Kirche und der Unterstützung der Freidenkerbewegung sich für einen religiösen Sozialisten bis zur Unerträglichkeit gesteigert habe."

Der Deutsche Freidenkerverband gibt einen freidenkerischen „Pressedienst" für alle SPD-Zeitungen und die Gewerkschaftspresse heraus. Die Funktionäre werden angewiesen, die Aufnahme in den Organen zu kontrollieren und in geeigneter Weise einen Druck auf die Redaktion auszuüben.

An den kirchenfeindlichen Veranstaltungen der freigeistigen Woche in Braunschweig nahmen auch die Kinderfreunde aktiv teil.

Der neue nationalsozialistische Minister Dr. Franzen in Braunschweig hat die Wiedereinführung des Religionsunterrichts als ordentliches Lehrfach in den Schulen und die Wiedergestattung des Schulgebetes angeordnet: die fünfte Umstellung in dieser Hinsicht seit 1918.

Eine Verordnung des Sächsischen Volksbildungsministers hat den Kleinen Katechismus zum verbindlichen Lernmittel der Kinder bestimmt.

Das Bischöfliche Amt in Chur hat die neue Schutzengelbewegung (Verquickung von spiritistischen Gedankengängen mit der katholischen Lehre), die in der Mittelschweiz großen Anklang gefunden hat, verboten.

Die Schottischen Kirchen haben einen durch jährliche Sammlung gespeisten Zentralfonds geschaffen, um ihren Pastoren ein Mindestgehalt zu sichern: in der Church of Scotland 300 in der Free Church 260 Pfund.

Der von der Estnischen Regierung der Estnischen Bischofskirche überwiesene Revaler Dom ist vom Gericht dem Estnischen Staat, das gesamte Kirchenvermögen wieder der deutschen Gemeinde, der es genommen war, zugesprochen worden.

Die Litauische Regierung hat alle Römisch-Katholischen Schulorganisationen geschlossen, die nach Meinung der Regierung sich in Opposition zu ihr befinden. Das Verlangen des römischen Stuhls auf Zurückziehung der Verordnung bis zum 4. Oktober wurde abgelehnt.

Für die evangelische Kirche in Kleinpolen ist ein neues Gesangbuch in Umgestaltung des von der unierten Kirche eingeführten Gesangbuches geschaffen worden.

Die seit Dezember vorigen Jahres in Untersuchungshaft gehaltenen deutschen Pastoren und Gemeindediener aus Leningrad sind zu 3 bis 10 Jahren Straflager verurteilt worden, darunter zwei Pastorenfrauen und drei Töchter des verstorbenen Bischofs Freifeldt.

Ein Antrag der Gottlosenverbände in Rußland fordert ein Verbot der Christnachtfeiern und des Verkaufs von Tannenbäumen bei Strafe von 6—10 Monaten Gefängnis. Begründung: „Schutz der russischen Wälder vor religiöser Ausplünderung." VZ 247

König Boris von Bulgarien wird mit der italienischen Prinzessin Giovanna nach beiden Riten getraut werden. Römisch-katholisch in Assisi, orthodox in Sofia.

Marschall Dschiang-Kai-scheck, Präsident der nationalen Regierung in China, ist getauft und in die Methodistenkirche aufgenommen worden.

Von Personen. Berufen: Professor D. Georg Wehrung in Halle als Nachfolger Friedrich Traubs nach Tübingen; D. Johannes Witte, a. o. Professor in Berlin, zum Ordinarius für Missionswissenschaft ebenda als Nachfolger von Julius Richter; Pfarrer Lic. Carl Scheer in Mülhausen zum Professor für praktische Theologie in Straßburg. Justizrat D. Hallensleben in Berlin ist die Luthermedaille verliehen worden. Gestorben: Pater Bernhard Duhr S. J. in München. E St

Verschiedenes

Politische Neutralität

Wir müssen die politische Neutralität aufgeben. In dem Sinne, daß von Politik nicht gesprochen, politisch nicht gehandelt werden soll. Wir müssen die politische Neutralität aufrichten. In dem Sinne, daß überall über alle Politik gesprochen werden und jedes politische Handeln als solches geachtet werden soll. Das ist keine Utopie. In England sind sie ungefähr so weit.

Aber bei uns! Man reist in unserm Vaterlande und trifft die verschiedensten Menschen. Bekannte, Blutsverwandte, Geistesverwandte. Man hütet sich, auf Politik zu kommen. Das Herz ist voll davon, man hätte Zeit, und es wäre lehrreich genug. Aber es ist besser zu schweigen. Man könnte verschiedener Meinung sein — und dann? Es gibt zwar Leute genug, die höchst ungeniert ihre Meinung geltend machen. Nicht in bedachter Rede, sondern mit witzigen oder unwitzigen Ausfällen. In offenen Eisenbahnwaggons, aufdringlich, schreiend. Da schweigt man gern.

Aber eigens vornehmen soll man sich, daran zu arbeiten, daß in jeder besseren Gesellschaft die politische Meinungsäußerung willkommen geheißen und geachtet wird, gleichviel welches Inhalts sie sei. Man achtet sie, indem man darauf eingeht und ein ernster Meinungsaustausch zu Stande kommt.

So, in Familie und täglichem Menschenverkehr, müssen wir zum Guten umlernen. Das spiegelt sich dann im Öffentlichen. Aber es kann auch die Öffentlichkeit vorangehn.

Ein herzlich zu begrüßendes Vorbild hat der deutsche Staatsbürgerinnen-Verband auf seiner jüngsten Tagung 11.—14. Oktober in Frankfurt a. M. gegeben. Vielleicht sind unsre Frauen im Stande, wenn sie sich ernsthaft in die Politik, aber nicht in das verkehrte Treiben der heutigen Männergeneration hineinziehen lassen, die notwendige Sittigung unsers politischen Verkehrs herbeizuführen.

Spezialfragen, die hierher gehören, werden freilich auf Antwort bis dahin nicht warten können. Darf ein Hochschullehrer im feierlichen Akt seiner Hochschule oder auch in seiner täglichen Vorlesung politisch werden? Es gehörte früher zum guten Stil, das zu vermeiden. Wer es dennoch tat, wurde verfehmt. Falls er Anderes vortrug, als was herrschende Meinung, Meinung der Herrschenden war, auch gemaßregelt. Aber die Zeiten wandeln sich. Als jüngst unser Geh. Justizrat Manigk (Professor für römisches und deutsches bürgerliches Recht, auch für Rechtsphilosophie) am 27. Juli zur Verfassungsfeier der Universität in unsrer Aula über „Revolution und Aufbau des Staates" sprach (die Rede ist in der N. G. Elwertschen Buchhandlung zu haben), war das eine freie politische Meinungs-

äußerung, selbstverständlich wissenschaftlich fundiert. Stilwidrig gegenüber den einstigen König-Geburtstags-Reden, aber ein Fortschritt zur politischen Erziehung unsers Volks, unsrer Jugend: denn am Verfassungstage muß ein Wort gesagt werden dürfen nicht nur, nein soll ein Wort gesagt werden zur Verfassung und zu der politischen Geschichte, innerhalb deren wir stehen. Ich bin der Meinung, daß man selbst kritische Betrachtungen dann vertragen soll, wenn sie nur dem Gegenstande und der Gelegenheit angemessen bleiben.

So ist auch bloß ein Teilfall des Problems die alte Frage nach der politischen Freiheit des Pfarrers und der Kirche. Mit der Forderung, daß beide politisch „neutral" bleiben sollen, ist nichts mehr gesagt. Reine Neutralität gibt es nicht mehr und darf es nicht geben, am wenigsten für die Künder göttlichen Worts. Ein Verbot politischer Betätigung von Seiten der Kirche an die Pfarrer ist heute um beider willen unmöglich. Der Staat konnte das seinem Wesen nach erlassen, solange Staatskirche war und er also in der Kirche noch die Macht hatte. Auch ist ein Rat, sich politisch zurückzuhalten, von kirchlichen Oberen den Pfarrern gegeben, unter gewissen Umständen wohl am Platze. Aber grundsätzlich kann um seines Amtes (der Verkündigung) und um seines Gewissens (seiner staatsbürgerlichen Pflicht) willen Enthaltung von politischem Bekenntnis in Rede und sonst dem Pfarrer von „der Kirche" nicht auferlegt werden. Vorangehn zwar soll er in jener „Neutralität", die alles verträgt, glaubt und hofft. Aber als persönlicher Charakter und als Bote dessen, der da kommt, muß er selber wissen und beschließen, ob er schweigen oder reden und handeln soll. Irrt er dabei als Seelsorger, so kann man ihm auch nicht anders beikommen als seelsorgerlich. R

Aus Norwegen

Die Niederlage der norwegischen Arbeiterpartei bei den eben beendeten Stortingswahlen ist zum Teil eine Folge der Wiederaufnahme des Kampfes gegen Kirche und Religion, insbesondere gegen den Religionsunterricht in der Schule. Bereits vor sechs Jahren bei den vorletzten Stortingswahlen hatten die Kommunisten mit der Aufnahme eines Antireligionsparagraphen in ihr Programm schlechte Erfahrungen gemacht. Der starke Stimmenverlust, der die Folge davon war, in Verbindung mit dem Plan eines Zusammenschlusses mit den Sozialdemokraten zu einer großen „Norwegischen Arbeiterpartei" hatte zur Streichung dieses Paragraphen vor den Wahlen 1927 geführt. Mit diesem gemäßigten Programm erzielte 1927 diese mächtige kommunistisch-sozialdemokratische Einheitspartei einen erstaunlichen Aufschwung. Nun haben ihre Führer im Rahmen einer allgemeinen Radikalisierung des Programms in Richtung auf revolutionäre an Stelle parlamentarische Methoden auch das Experiment mit dem Antireligionsparagraphen wieder versucht, — mit derselben negativen Wirkung. Es ist ganz auffallend, daß die Arbeiterpartei in den kirchlich laueren binnenländischen Wahlbezirken entweder sich gehalten oder sogar angewachsen ist. Im Westlande dagegen mit seinem starken religiösen Leben hat sie schwere Niederlagen erlitten. Religion und Kirche haben eben im norwegischen Volke so tiefe Wurzeln, daß auch die wesentlich kommunistisch eingestellte Arbeiterschaft ihren Führern in diesem Punkte bei jedem Versuche radikaler Tendenzen die Gefolgschaft verweigert. Die Drohung mit der Revolution hat die (1927 sehr zahlreichen) bürgerlichen Mitläufer wieder zur bürgerlichen Linken zurückgescheucht, der Programmpunkt der religionslosen Schule hat der Partei auch eigne Arbeiterstimmen gekostet.

Noch einmal: Neugeburt der Religion. Vgl. Nr. 20 Sp. 983 f.

Zu der Besprechung meiner so betitelten Schrift in voriger Nummer erlaube ich mir Folgendes zu bemerken:

1. Ich weiß nicht, ob ich von dem verehrten Herrn Rezensenten in meinem Zentralbegriff des metaphysischen Willens richtig verstanden bin, wenn er schreibt, daß „ich den Willen nicht vom Geist löse, indem ich die Allwissenheit nicht vom metaphysischen Willen löse". Ich kenne diesen Begriff „Geist" nicht. Ich löse den Willen unbedingt von dem Intellekt und der Vernunft, und verneine, daß Gott, die metaphysische Einheit des Willens, Verstand oder Vernunft habe. In diesem Sinne verneine ich auch den Begriff der Allwissenheit, und habe versucht darzulegen, daß die religiöse Bedeutung der „Allwissenheit" nur aus der Sphäre des metaphysischen Willens zu erklären ist. — Auch andere Wendungen der Besprechung geben mir das Gefühl, daß meine zentrale Definition für „Gott ist Liebe" aus der Einheit des metaphysischen Willens durch die Rückbeziehung des Herrn Rezensenten auf Schopenhauers unterwertigen Willensbegriff nicht voll gewertet ist. Darauf weist der Schlußsatz der Besprechung: „Der christliche Glaube an einen Gott der Barmherzigkeit ist so nicht zu erschwingen."

2. Der verehrte Herr Rezensent bestreitet mir das Recht, Schopenhauers religiöse Persönlichkeit zu beurteilen, und zwar im Hinweis darauf, „daß Schopenhauer selbst erklärt habe: er sei kein Heiliger und habe von diesen höchsten Dingen keine persönliche Erfahrung. Er beziehe sich doch auf die Frömmigkeit des Buddhismus usw." Freilich, diese Bescheidenheit ist schön, aber wenn er eben keine persönliche Erfahrung hat, kann er kein eigenes Urteil haben, ebenso wenig wie der Unmusikalische über Besprechungen der Musik eines Bach usw. urteilen kann. Nur wir Christen als religiosi haben das Recht der Beurteilung, nach dem Wort 1. Kor. 2, 15: Der geistliche Mensch beurteilt alles, er selbst aber wird von Niemand beurteilt.

Halle a. S. Walter Kawerau

Kleine Mitteilungen

Wenn aufmerksame Leser die ersten vier Stücke unsrer heutigen Nummer gelesen haben werden, dazu auch vom fünften Stück Spalte 1017 ff. und meine hier voranstehenden Bemerkungen, werden die meisten annehmen, es sei redaktionelles Genie oder redaktionelle Perfidie, wodurch das alles zusammengezaubert werde. In Wirklichkeit ist es, wie so oft, Fügung. Es fügt sich so. Und das ist immer eine Bestätigung dafür, daß es Worte zur rechten Stunde sind. Notgedrungene, gebotene Worte. Wir müssen auch in nächster Nummer noch im gleichen Thema fortfahren.

Zu unsern vielen Artikeln über die Fakultätensache im preußischen Konkordat mag eine Äußerung der katholischen „Augsburger Post-Zeitung" von Interesse sein, die sich in ihrem Artikel über die Tagung des „Lutherischen Einigungswerks" findet. Sie berichtet eingehend über den dort erhobenen Anspruch auf Mitbestimmung der Landeskirchen bei der Besetzung theologischer Professuren: „Wir können", urteilt sie da, „im Interesse der Gesundung des protestantischen Kirchenlebens selbst vom katholischen Standpunkt aus nur dringend wünschen, daß die Lutheraner mit diesen Forderungen durchdringen werden. Die Verwirklichung dieser Forderung nach einem bestimmenden Einfluß der Landeskirchen bei Besetzung eines für ihr Bekenntnis wesentlichen theologischen Lehrstuhles wäre wohl mit eine der tiefsten Rechtfertigungen und segenspendenden Auswirkungen dieser Confessionsfeier." — Vgl. Bayr. Kur. Beil. 146 vom 17. 10.

Zu Nr. 17 Sp. 828 ist zu berichtigen: die württembergische Kirchenleitung hat in der Person des Herrn Oberkirchenrats Schaal einen Vertreter zum Kongreß der Religiösen Sozialisten gesandt.

Zu der leidigen Angelegenheit des Wiesbadner Beschlusses in Sachen der Ostasienmission sind uns von beiden Seiten wertvolle Mitteilungen zugegangen, die zu verarbeiten wir aus rein äußeren Ursachen noch nicht in der Lage waren. Heute finden unsre Leser Blätter der Ostasienmission in dieser Nummer, die wir ihrer herzlichen Anteilnahme empfehlen.

Zu dem Artikel Sp. 1027 ff.: Mitte November erscheint von Pfarrer Dr. Knevels bei H. Wollermann in Braunschweig ein Buch: Das moderne Drama. 320 S.

Die Luther-Gesellschaft hat ihre Jahresversammlung 13.—14. November in Berlin. Althaus: „Sinn der Ethik im Protestantismus".

Der Nationalökonom Professor Dr. Keßler in Leipzig hat beim Roten Kreuz einen alles Notwendigste umfassenden Vortrag über „Wirtschaftskrise und Wohlfahrtsarbeit" gehalten. Er steht im Oktoberheft der „Blätter des Deutschen Roten Kreuzes"; Sonderdrucke verteilt das Rote Kreuz. Man greife eilends zu und helfe dann, daß die „Deutsche Bewegung gegen deutsche Not" lebendig und stark wird! — Wer kann, lese in Nr. 801 der Frankf. Ztg. Montag, den 27., Alfons Paquet: Pro pauperibus. Warum hat uns noch keiner unsrer Freunde einen solchen Artikel geschrieben? R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.
Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Zum 1. Januar Stelle als
Gemeindepfleger, Jugendpfleger oder Fürsorger
gesucht. Praktische Erfahrung in offener und geschlossener Jugendfürsorge und theoret. Vorbildung vorhanden. Gefl. Angebote unter **Nr. 100** an den Verlag der „Christlichen Welt" erbeten.

Volksstaat oder Diktatur ?

Eine Untersuchung auf dem Grunde der deutschen Tradition

von

MARTIN LEINERT

Preis Mark 2.80

Pädagogisch, soziologisch und sozialethisch hochbedeutsam.
Hamburger Fremdenblatt

Gründliche und zuverlässige Orientierung, erfreuliche politische Stoßkraft, weist der Entwicklung Deutschlands Wege.
Echo d. Jungen Demokratie

Muß von jedem Volkserzieher gelesen werden, der tiefer an unseren Volksstaat heran will.
Preuß. Lehrerzeitung

Fülle wertvollen Aufklärungsstoffs, eindringliches psychologisches Verständnis.
Reichsbanner

Leopold Klotz Verlag
Gotha

NEUERSCHEINUNG

Ein ergreifender Roman warmer Menschlichkeit und Mütterlichkeit

Ina Seidel

Das Wunschkind

Roman

Ausgabe in einem Band in Ganzleinen M 12.50
Ausgabe in zwei Bänden in Ganzleinen M 16.—

Vor dem farbig bewegten Hintergrund der schicksalschweren Jahre von 1792 bis 1813 ist hier die Geschichte einer deutschen Mutter und ihres Sohnes erzählt, wie wir sie schöner in unserer Literatur nicht besitzen. Wunderbar reich und groß entfaltet sich die Menschlichkeit der Heldin in dem Zustrom und Durchstrom geschichtlichen und persönlichen Erlebens, bis sie von sich sagen kann: „Glück und Unglück – zwei Ausdrücke für die Arbeit Gottes an uns." Ina Seidel hat einen geschichtlichen Roman geschrieben und zugleich eine deutsche Familien- und Seelengeschichte von bezwingender, erschütternder und beglückender Gleichniskraft. Dieser Roman wird über seine rein menschliche Bedeutung hinaus zu einem Wort an die Nation, gesprochen in einem Augenblick tiefer Selbstbesinnung. Man möchte wünschen, es sollte dieses Wort von allen guten Deutschen vernommen werden.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Für die Bibliothek jedes gebildeten Deutschen!

Sachwörterbuch der Deutschkunde

Unter Förderung durch die Deutsche Akademie hrsg. von

Walther Hofstaetter und Ulrich Peters

2 Bände. Band I: RM 31.—, Band II (mit ausführlichem Namen- und Sachverzeichnis): RM 34.—, oder in 12 Monatsraten zu je RM 5.90. Näheres im Sonderprospekt.

Aus den zahlreichen glänzenden Besprechungen:

„Zwei Bände, die eine Bibliothek von Hilfsmitteln ersetzen. Lehrer, Volkswirtschaftler, Theologen, Volksvertreter und Schriftleiter der Presse: alle finden darin Nahrung und Belehrung für Vortrag und Lebenseinsichten, für Erreichung ihrer Zwecke in Schrift und Wort — ein Nachschlage-Handbuch ohne gleichen." (Deutsche Zeitung.)

„Für den wissenschaftlichen Wert der Aufsätze bürgen die Namen der Mitarbeiter, die sich aus führenden Wissenschaftlern und namhaften Vertretern der pädagogischen Praxis zusammensetzen. Allenthalben spürbar ist der einheitliche Wille, der jugendliche Schwung möchte man fast sagen, mit dem der Stoff zu einer neuen Methode deutscher Menschenformung gestaltet wird."

(Dr. Franz Thierfelder, München in „Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums".)

*

Neu erscheinen:

W. Dilthey / Weltanschauungslehre

Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie

(Ges. Schriften Bd. VIII.) Geh. RM 8.—, geb. RM 11.—

Die in Band VIII veröffentlichten bisher ungedruckten Schriften haben eine zentrale Bedeutung in dem Lebenswerke Diltheys. In ihnen gelangen seine universal-geschichtlichen Ideen zur Darstellung. Dilthey faßt hier die philosophische Entwicklung als geschichtlich bedingten Ausdruck der Dialektik des Lebens auf: er gibt eine „Philosophie der Philosophie". So bietet dieser Band dem Leser ein zusammenfassendes Bild der geistig-geschichtlichen Entwicklung, wie sie sich Dilthey vom Standpunkt des entwickelten historischen Bewußtseins darstellte.

Europäisches Geistesleben in neuerer Zeit

Entwicklungsgeschichtliche Umrißlinien

Von Prof. Dr. A. Kleinberg

Mit 16 Tafeln. Geh. ca. RM 6.—, geb. ca. RM 7.50

Beginnend mit der Renaissance werden die wechselnden Lebensanschauungen, die politischen, religiösen, philosophischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Strömungen, eingelagert in die wirtschaftlichen, sozialen und allgemein kulturellen Vorgänge, dargestellt. So entsteht kein äußerliches Nebeneinander, sondern eine Reihe in organischer Zusammenschau erlebter und zum Erleben hinführender Epochenbilder. Trotz knappster Kürze also eine „Gesamtgeschichte".

*

Vorzügliche Reproduktionen wenig bekannter Kunstwerke bringen die

Marburger Kunstbücher für Jedermann

Griechische Tempel / Olympische Kunst / Tempel Italiens
Deutsche Köpfe / Deutsches Ornament / Malerei d. Goethezeit

Jeder Band mit 60 ganzseitigen Abbildungen und einer Einleitung kart. je RM 3.—, in Leinen je RM 5.—
Malerei der Goethezeit kart. RM 4.—, in Leinen geb. RM 6.—

„Die photographischen Aufnahmen sind hervorragend gelungen. Papier und Druck sind ausgezeichnet. Man kann sich eine Galerie der besten Kunstwerke hier für wenig Geld anschaffen...." (Die Hilfe.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Erste Urteile

Esther von Kirchbach, Dresden:

Es ist — und wie wohltuend berührt das in der Hochflut der Rußlandliteratur — in keiner Weise eine sensationelle Ausnützung historischer Ereignisse, das hat das Buch nicht nötig. Denn die Dinge, von denen es berichtet — mit Ehrfurcht berichtet — sind so überlebensgroß, daß es uns zumute ist, wie wenn auch bei uns (wie am Schlusse der Erzählung) die Mauern des Gefängnisses weiter würden, vor einer Helle, die unsere menschlichen Augen nicht mehr ertragen können.

Heinrich Lilienfein:

Die Passion des einsamen Einzelnen weitet sich zu der des russischen Christen überhaupt, dessen tiefreligiöse Innerlichkeit sich in allen Schrecken des Krieges und der Revolution behauptet. Von besonderem Interesse ist neben der anschaulichen Schilderung des östlichen Kirchentums und seiner Stellung zu Rom, die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus, der — ein nur vermeintlicher Befreier — in den Fesseln eines kalten, hohlen und rückständigen Intellektualismus alles höhere und selbständige Erleben erwürgt.

Erich Bockemühl:

Man könnte dieses Buch den Roman des russischen Problems nennen, und er ist in unsern Tagen dadurch eben so wichtig geworden, daß nachdrücklich auf ihn hingewiesen werden muß. Man erlebt alles infolge der stark gestalterischen Darstellung sehr eindringlich. Die tiefe seelisch-philosophische Sphäre, in der das Buch gegründet ist, hindert nicht an der spannenden Entwicklung des Geschehens, weil der Roman in seiner ganzen Struktur, seiner Motivierung und seinem Innen und Außen eine gerundete und zwingende dichterische Einheit ist.

Dr. Hans Mühle:

Dostojewski, Rußlands größter Dichter, sprach es aus: Ein Volk ohne Gott muß zu Grunde gehen, und Brenner, Rußlands jüngster Dichter, bekennt in diesem die Tiefen des religiösen Rußlands aufpflügenden Buche: „Rußland wird nicht am Unglauben sterben, Rußland ist groß". Ein monumentales Zeugnis des Glaubens, der die Welt überwindet, wie wir es in dieser dichterischen Schau in der gesamten Rußlandliteratur noch nicht gehabt haben.

über den Roman

Das Gottestheater von Wladimir Brenner

In Leinen sechs Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Moderne Kreuzfahrer!

Demnächst erscheint:

Unter Gottes Führung?

Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen

Herausgegeben von Justus Ferdinand Laun

Preis drei Mark, in Leinen 4.50 Mark

Die moderne Menschheit ist krank! Wir stehen in einer Kulturkrise ungeheuren Ausmaßes. Hochkirchliche und volkskirchliche Bewegungen, Bestrebungen sozialen und ökumenischen Christentums, neue theologische Strömungen und rein humanitäre Bestrebungen, sie alle sind zum Scheitern verurteilt, solange die Kraft nicht aufs neue hervorbricht, der alle diese Formen ihre Entstehung verdanken. Diese Kraft kann aber allein kommen durch göttliche Gnade. — Die in diesem Buche gesammelten Zeugnisse moderner Menschen, die diese Gnade erfahren haben, klingen als frohe Botschaft in unsere Zeit. Es sind Zeugnisse von Menschen der verschiedensten Bildungsstufen und Gesellschaftskreise aus den verschiedensten Nationen, die der sogenannten Oxford Group nahestehen, einer über die ganze Welt verbreiteten protestantischen Bewegung, die nicht etwa eine neue Sekte bilden, sondern die Arbeit der ganzen Kirche stärken will. Nicht kirchliche Betriebsamkeit führt uns weiter, sondern nur verantwortliche Arbeit an der Seele des Einzelnen.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Bekanntmachung.

Gesch. Z.: Schul. I. 3. **Fernruf: Magistrat 2816, 2918.**

Das von der hiesigen Stadtgemeinde zum bleibenden Gedächtnis der Einführung der Kirchenreformation in der Stadt Berlin gestiftete evangelische Säkularstipendium soll vom 2. November 1931 ab auf 2 Jahre mit 900 RM. jährlich an einen im preußischen Staate geborenen und zur Zeit seiner Bewerbung diesem angehörenden Kandidaten der Theologie verliehen werden, der das triennium academicum bereits vollendet und die Universität nicht seit längerer Zeit als seit Michaelis 1928 verlassen hat.

Indem wir auf das Statut, das im Büro für Volks- und höhere Schulen, Berlin, Stadthaus, Zimmer 25, zur Einsicht bereitliegt, verweisen, fordern wir die Bewerber um dieses Stipendium auf, spätestens

bis zum 15. Dezember ds. Js.

unter Einreichung ihrer Zeugnisse, insbesondere

1. des Abiturienten-Prüfungszeugnisses,
2. des Universitäts-Abgangszeugnisses,
3. des Zeugnisses über die bestandene Prüfung pro licentia concionandi,
4. des Diploms über die von dem Kandidaten bei einer preußischen Universität rite erworbene philosophische Doktorwürde nebst einem Exemplar der Doktordissertation

ihre Meldung in unserem vorgenannten Büro, Berlin, Stadthaus, Zimmer Nr. 25, abzugeben.

Berlin, den 2. November 1930.

Kuratorium
für das evangelische Säcular-Stipendium.

Graz, Steiermark.

Wir suchen einen jungen Theologen, der Liebe zur Erteilung des Religionsunterrichtes in unseren Schulen hat. Dienstantritt möglichst bald.

Meldungen (womöglich mit Bild) an das **evangelische Pfarramt A. B. Graz, I.** Postfach 77.

Zum 1. Dezember oder 1. Januar

Heimleitung
oder Stellung als Abteilungsleiter

auf dem Gebiete der Jugendfürsorge gesucht. Praktische Erfahrung in Anstaltsfürsorgeerziehungsarbeit und mehrjährige Heimleitung. Gefl. Angebote unter **Nr. 21** an den Verlag der „Christlichen Welt" erbeten.

Ilse Faber

Die silberne Kugel

Ein Fliegerroman aus den finnischen Schären

1.—4. Tsd. geh. 4.50, in Leinen 6.80

Unsere Literatur geht heute vornehmlich auf das Stoffliche aus. In Ilse Fabers Roman aber ist bei aller Gegenständlichkeit formvollendete Erzählungskunst, die inneres Leben zum Schwingen bringt. Es geschieht unheimlich viel, und ohne daß man es spürt, ist man in dieses Leben hineingezogen. Eine kleine Festungsinsel in den finnischen Schären ist der Schauplatz — ein Gefüge verhaltener Leidenschaften. Freundestreue und Hochverrat, Gefühlsverwirrungen um eine Frau verknoten sich zu dramatisch bewegter Handlung. Wie die Zündstoffe sich häufen, wie Unausgesprochenes, etwa der Brudermord, lebendig wird, wie im Hintergrund der Befreiungskrieg Finnlands gegen den Bolschewismus wetterleuchtet und Verrat und Fliegertod mit hineinspielen — das alles hat Natur und Lebensfrische, dazu ein Gefühl für Wirklichkeit. Die leichte, beschwingte Sprache, die knappe Schilderung und die aus künstlerischem Erleben strömende Phantasie läßt das sichtbar werden, was unter der Oberfläche vorgeht.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23 189.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. November

Dieser Nummer liegt ein Flugblatt der **Ostasien-Mission**, sowie Prospekte der Verlage **Hutten-Verlag, Görlitz, Chr. Kaiser Verlag, München** und **Leopold Klotz Verlag, Gotha** bei. Um Beachtung wird gebeten.